

EULENFISCH Literatur



Bibel

- 5 Peter Jentzmik (Hg.)
Das Lied der Lieder nach Salomo
Alban Rüttenauer
- 6 Horst Klaus Berg
Gottes Wort braucht keinen Vormund
Judith Breunig
- 8 Rainer Kessler
Der Weg zum Leben – Ethik des Alten Testaments
Annett Giercke-Ungermann
- 10 Gerd Häfner
Anstößige Texte im Neuen Testament
Christina Franke

Kirche

- 13 Christoph Dartmann
Die Benediktiner
Martin Belz
- 15 Dieter Berg
Franziskus von Assisi – Der sanfte Rebell
Rainer Berndt
- 17 Ulrich L. Lehner
Die Katholische Aufklärung
Joachim Schmiedl ISch
- 18 Volker Leppin / Dorothea Sattler (Hgg.)
Ökumenisches Lesebuch Reformation
Bernward Schmidt
- 20 Hermann Josef Sieben
Kleines Lexikon zur Geschichte der Konzilsidee
Bernward Schmidt
- 22 Annette Schleinzer / Madeleine Delbrêl
Prophetin einer Kirche im Aufbruch
Ilona Biendarra
- 24 Erich Garhammer
Und er bewegt sie doch
Wie Papst Franziskus Kirche und Welt verändert
Karl Vörckel
- 25 Constanze Kleis
Gebrauchsanweisung für Weihnachten
Johannes Lorenz
- 27 Johannes Oeldemann
Die Kirchen des christlichen Ostens
Joachim Schmiedl
- 28 Clemens Sedmak
„Die Würde des Menschen ist unantastbar“
Gerhard Kruip
- 30 Andreas Wollbold
Predigen – Grundlagen und praktische Anleitung
Peter Seul

Kunst / Literatur

- 33 Juli Gudehus
Genesis
Cornelia Steinfeld
- 34 Wolfgang Vogl
Meisterwerke der christlichen Kunst ...
Stefan Scholz
- 35 Eduard Beaucamp
Im Spiegel der Geschichte
Die Leipziger Schule der Malerei
Thomas Menges
- 38 Antonia Gottwald / Holger Zaborowski (Hg.)
Licht – Mitte – Raum
Martin W. Ramb
- 40 Patrick Roth
Die Christus-Trilogie – Kommentierte Ausgabe
Michael Braun
- 42 Jan-Heiner Tück / Tobias Mayer (Hg.)
Nah – und schwer zu fassen
Im Zwischenraum von Literatur und Religion
Rüdiger Kaldewey
- 44 Georg Langenhorst / Eva Willebrand (Hg.)
Literatur auf Gottes Spuren
Stefan Heil
- 46 Henri Focillon
Lob der Hand
Holger Zaborowski

Philosophie / Ethik

- 49 Michael Kühnlein
Wer hat Angst vor Gott?
Gustav Schmiz
- 51 Alexander Merkl / Kerstin Schlögl-Flierl
Moraltheologie kompakt
Dewi Maria Suharjanto
- 52 Norbert Hoerster
Der gütige Gott und das Übel
Ein philosophisches Problem
Thomas Menges
- 54 Hans Goller
Das Rätsel Seele
Hartmut Sommer
Unsterbliche Seele?
Karl Vörckel
- 55 Stephan Goertz / Caroline Witting (Hg.)
Amoris laetitia – Wendepunkt für die Moraltheologie?
Ingo Proft
- 57 Jacques de Saint Victor
Blasphemie – Geschichte eines „imaginären“ Verbrechens
Gustav Schmiz

- 60 Wolfgang George (Hg.)
Laudato Si' – Wissenschaftler antworten auf die Enzyklika von Papst Franziskus
Georg Horntrich
- 62 Norbert Feinendegen
Apostel der Skeptiker
C.S. Lewis als christlicher Denker der Moderne
Helmut Müller
- 64 Volker Demuth
Fleisch – Versuch einer Carneologie
Martin W. Ramb
- 66 Erik Händeler
Himmel 4.0 – Wie die digitale Revolution zur Chance für das Evangelium wird
Michael Novian

Religionspädagogik

- 69 Peter Erdmann
Jugend und Jenseits
Thorsten Klug
- 70 Suzanne Lier
Reise durch das Alte Testament
Marie-Luise Reis
- 72 Eva Willebrand
Literarische Texte in Religionsbüchern
Clemens Hermann Wagner
- 74 Manfred Eder
Kirchengeschichte in Karikaturen
Michaela Bill-Mrziglod
- 76 Renardo Schlegelmilch
If you believe... – Religion in Rock- und Popmusik
Alexander Schüller
- 78 Albert Biesinger & Sarah
Meine Kinder-Bibel für Sonnenschein und Regentage
Christoph Dohmen-Funke
- 80 Thomas Feibel
Jetzt pack doch mal das Handy weg!
Alexandra Reißmann
- 82 Konstantin Lindner / Mirjam Schambeck / Henrik Simojoki / Elisabeth Naurath (Hg.)
Zukunftsfähiger Religionsunterricht
Andreas Verhülsdonk
- 84 Mirjam Schambeck / Sabine Pemsel-Maier (Hg.)
Welche Werte braucht die Welt?
Viera Pirker

Theologie

- 87 Gerhard Lohfink
Am Ende das Nichts?
Sabine Pemsel-Maier

- 88 Christine Büchner / Gerrit Spallek (Hg.)
Auf den Punkt gebracht – Grundbegriffe der Theologie
Christian Heidrich
- 90 Dirk Ansorge
Kleine Geschichte der christlichen Theologie
Gerd Neuhaus
- 92 Christoph Wrembek
Erlösung
Heribert Körlings
- 93 Severin J. Lederhilger (Hg.)
Warum Leid?
Heribert Löbbert
- 94 Christoph Wrembek
Judas, der Freund
Gustav Schmiz
- 96 Dietmar Mieth
Meister Eckhart
Gotthard Fuchs
- 98 Clara Vasseur OSB / Johannes Bündgens
Spiritualität der Wahrnehmung
Gotthard Fuchs
- 100 Bertram Stubenrauch
Pluralismus statt Katholizismus?
Gerd Neuhaus
- 102 Matthias Beier
Eugen Drewermann – Die Biografie
Günter Nagel
- 104 Karl Frielingsdorf
Mein Lebensglück finden
Heribert Löbbert

Andere Religionen

- 107 Karl-Josef Kuschel
Die Bibel im Koran
Tobias Specker SJ
- 110 Angelika Neuwirth
Die koranische Verzauberung der Welt und ihre Entzauberung in der Geschichte
Nora Kalbarczyk
- 112 Thorsten Hoffmann
Sterben für den Glauben
Joachim Valentin
- 114 Michael Blume
Islam in der Krise
Detlef Schneider-Stengel
- 116 Walter Lesch (Hg.)
Christentum und Populismus
Wolfgang Thielmann (Hg.)
Alternative für Christen?
Thomas Wagner

Das Lied der Lieder ^{Salomo}

AT Der Weg zum ^{Leben}

selbstständige
Auslegung

Anstößige Texte
NT

Peter Jentzmik (Hg.)

Das Lied der Lieder nach Salomo

Aus der Biblia Hebraica

Übersetzt von Peter Jentzmik in Zusammenarbeit mit
Winfried Graich, Gisela Hassemer, Manfred Odenwald,
Renate Vogel

Mit einem Vorwort von Thomas Elßner

Limburg: Glaukos Verlag. 2017

90 Seiten

19,80 €

ISBN 978-3-930428-41-0

In einer Zeit der allgemeinen Zerrissenheit freut man sich über jedes erfolgreiche Zeugnis einer einvernehmlichen Zusammenarbeit. Als ein solches weist sich in besonderer Weise diese neue Übersetzung des biblischen Hohen Liedes der Liebe aus, die sich in dieser Hinsicht ihrem Gegenstand doppelt angemessen zeigt. Schon der Titel ist mit dem Zusatz „nach Salomo“ (statt: von Salomo) sehr glücklich getroffen, weil er dem Verständnis viele Möglichkeiten offenlässt. Im Übrigen werden die wenigen Namen des Textes in der Übersetzung in einer dem Hebräischen sehr nahen Lautform geboten: z.B. Jerushalajim statt: Jerusalem, oder Shelomo statt: Salomo. Entstanden ist sie aus einem Lektüre-Kurs für biblisches Hebräisch, der sich aus Studierenden und Gasthörern der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar unter Leitung des Hebräisch-Lehrers Dr. Peter Jentzmik zusammensetzt. Selbst das Vorwort des alttestamentlichen Lehrstuhlinhabers Prof. Dr. Thomas Elßner kann noch als Teil dieses hochschulinternen Gemeinschaftswerkes betrachtet werden.

Dass dieses Werk als limitierte Liebhaberausgabe erscheint, sagt einiges über das zugrundeliegende Selbstverständnis aus. Es richtet sich bewusst nicht an die breitere Öffentlichkeit und verzichtet auf alle zusätzlichen Anmerkungen und Kommentare. Erklärungen kann man ausschließlich im Vorwort antreffen. Nichtsdestoweniger handelt es sich um eine anderen Ausgaben ebenbürtige moderne Übersetzung, wie das Vorwort mit Recht feststellt.



Besondere Sorgfalt wurde auf die ästhetische Gestaltung gelegt. Den Buchdeckel ziert in Goldschrift auf blauem Grund ein Zitat des Textes in Deutsch wie Hebräisch und nimmt darin etwas vom Charakter einer zweisprachigen Ausgabe vorweg. Denn innerhalb der Buchdeckel bietet immer die linke Seite den hebräischen Text, die rechte Seite die deutsche Übersetzung, so dass sie für jeden, der des Hebräischen irgendwie mächtig ist, bequem nachvollziehbar wird.

Die äußere Form der deutschen Übersetzung lässt bewusste Anlehnung an moderne Lyrik in freien Rhythmen erkennen, wenn die Zeilenabteilung eine oft störende Zeichensetzung verdrängt. Ansonsten werden die Satzteile gerne ohne deutende Zusätze unverbunden nebeneinandergestellt. Ein Beispiel für diese Form und das Ringen um zeitgemäße Wiedergabe möge genügen: Ab Vers 4,9 wird die Geliebte von ihrem Liebhaber immer mit der rätselhaften Bezeichnung „meine Schwester Braut“ angedredet. Die vorliegende Übersetzung entscheidet sich zur Vermeidung von Missverständnissen für: „du meine Einzige / meine Braut“. Wer weiß, wie lange man in einer Gruppe darüber diskutieren kann, ahnt, wieviel Mühe er in einem so kleinen Bändchen in Händen hält.

Horst Klaus Berg
Gottes Wort braucht keinen Vormund
Wege zur selbstständigen Auslegung der Bibel

Ostfildern: Matthias Grünewald Verlag, 2017

Stuttgart: Calwer Verlag, 2017

216 Seiten

19,95 €

ISBN 978-3-7867-31252 (Grünewald)

ISBN 978-3-7668-4424-8 (Calwer)

Eine weitere ästhetische Besonderheit wird dem Leser dieser Übersetzung bald auffallen. Diese scheint dadurch in verschiedene Abschnitte unterteilt, dass dieselben mit einem buchkunstartig vergrößerten Anfangsbuchstaben abgehoben werden. Sie sind nicht verziert, aber durch wechselnde Farben mal rot, blau oder schwarz hervorgehoben. Man muss sich schon intensiver mit dem Gesamtzusammenhang beschäftigen, um hinter das Geheimnis zu kommen: Mit diesen vergrößerten Anfangsbuchstaben sollen die wechselnden Sprecher kenntlich gemacht werden. Damit wird eine Grundeigenschaft des Gedichtes ästhetisch sichtbar gemacht – die Eigenschaft als Wechselgesang, in dem sowohl die Liebende als auch der Geliebte neben unterschiedlichen Gruppen (Frauen von Jerusalem, Hirten, Wächter ...) zu Wort kommen. Doch welche Farbe steht für wen? Nein, das darf hier nicht verraten werden, das würde der Entdeckerfreude des Lesers allzu sehr vorgreifen.

Die Sprecher herauszufinden, könnte eine interessante Aufgabenstellung im Religionsunterricht sein. Dann erst werden die Schüler so richtig die Deutungsvielfalt des biblischen Textes erleben können, der sich, nach der treffenden Bemerkung des Vorworts, wie „ein Libretto ohne Partitur“ verhält, und darum umso mehr dazu einlädt, sich selbständig auf die Suche zu begeben.

Alban Rüttenauer

Berg legt ein Handbuch vor, das „eigensinnigen“ (11) Bibelleserinnen und Bibellesern Methoden zur Hand geben will, um selbstständig biblische Texte aufzuschließen und als Kraftquelle für Glaube und Leben nutzbar zu machen. Er gliedert sein Handbuch in zwei Teile; der erste ist eine ausführliche Hinführung zu den Auslegungskonzepten, die im zweiten Teil vorgestellt und an Gen 3 durchgespielt werden. In der Hinführung erläutert Berg die grundsätzliche Hermeneutik, mit der man biblischen Texten begegnen sollte, und stellt verschiedene Barrieren vor, die sich dem/der selbstständigen Bibelleser/in in den Weg stellen. Dabei setzt er sich durchgehend und sehr kritisch mit Luthers Rechtfertigungslehre auseinander, die er grundlegend kritisiert.

Die Rechtfertigungslehre basiert laut Berg auf einer falschen Auslegung von Gen 3. Er möchte stattdessen 1 Joh 4 „Gott ist die Liebe“ als Mitte der Schrift ansehen und interpretiert Gen 3 im zweiten Teil des Buches aus dieser Perspektive. Dazu erarbeitet er sechs Grundbescheide als Brennpunkte christlichen Glaubens, die ihm im zweiten Teil als Orientierung bei der Auslegung dienen. In der Hinführung folgt eine Sortierung verschiedener Methoden nach vier Wegen der Überlieferung, die Berg in der Gegenwart ausmacht. Auffallend ist dabei sein unhinterfragter Primat der historisch-kritischen Bibelauslegung, ohne kanonische Auslegungskonzepte auch nur zu erwähnen.



Berg vergleicht seine Auslegungshermeneutik mit der evangelischer Freikirchen, die katholische Auslegungstradition kommt kaum in den Blick. Neben der Rechtfertigungslehre kritisiert Berg durchgehend die „Theologie für die Gemeinde“, was dem Buch – entgegen des in der Einleitung erhobenen Anspruchs – ein klar evangelisches Gepräge gibt.

Im zweiten Teil stellt Berg verschiedene Methoden der Bibelauslegung vor und führt sie jeweils an Gen 3 durch. Die Methoden eignen sich unterschiedlich gut für die selbstständige Arbeit in der Gemeinde. Beispielsweise ist die jüdische Exegese mit Sicherheit hoch spannend, aber logischerweise keine selbstständig durchführbare Methode. Die tiefenpsychologische und die existenziale Auslegung überraschen in diesem Buch ebenso, da diese Methoden viel Hintergrundwissen voraussetzen, wo hingegen doch der Anspruch des Buches sein will, zur selbstständigen Bibelauslegung anzuleiten – ohne speziell dafür ausgebildet zu sein.

Als Zielgruppe hat Berg mehr oder minder freie Gruppen in der (evangelischen) Gemeinde im Blick und nicht den Religionsunterricht. Viele Methoden sind eher im katechetischen, weniger im schulischen Bereich anwendbar. Jedoch ist das Kapitel zur interaktionalen Auslegung mit einer Vielzahl von Untermethoden versehen, die auf 13 Seiten durchaus praktisches Potential für den Religionsunterricht haben. Auf der theoretischen Ebene ist die evangelische Binnenperspektive des Buches für katholische Bibelausleger durchaus spannend, unabhängig davon, ob man mit der Methodenauswahl zufrieden ist. Die linguistische Methode könnte auch für Deutschlehrer/innen interessant sein, weil sie den biblischen Text wie ein Theaterstück behandelt, was in verschiedene Richtungen Anknüpfungen eröffnet.

Judith Breunig

Rainer Kessler
Der Weg zum Leben
Ethik des Alten Testaments
Mit einem Geleitwort von Landesbischof
Professor Dr. Heinrich Bedford-Strohm

Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus. 2017
699 Seiten
34,99 €
ISBN 978-3-579-08135-9

Es ist schon lange her, dass sich jemand aus der exegetischen Zunft gewagt hat, für den deutschsprachigen Raum eine Gesamtdarstellung zu ethischen Konzeptionen im Alten Testament vorzulegen. Zu laut erscheinen mittlerweile die Stimmen, welche auf die Sinnlosigkeit eines solchen Großprojektes hinweisen und empfehlen, stattdessen sich lieber auf einzelne Aspekte zu fokussieren. Zu abschreckend sind der Umfang und die literarische Vielfältigkeit der zu betrachtenden Texte, die es in ihrer Gesamtheit und Komplexität angemessen zu berücksichtigen gilt. Dies wiederum wirft methodische Fragen auf – ganz zu schweigen von den Schwierigkeiten, für diesen Textkorpus hermeneutische (Grund-)Entscheidungen kritisch reflektiert und in aller Konsequenz abzusichern. Hinzu kommt, dass die Texte des Alten Testaments keine einheitliche und systematisch entfaltete Ethik präsentieren (wollen). Vielmehr sind verschiedenste ethische Konzeptionen den Texten implizit und müssen erst rekonstruiert werden. Dabei zeigt sich, dass einzelne ethische Konzeptionen sich durchaus ergänzen und korrigieren, aber auch widersprechen können. Und so stellt sich die Frage, ob überhaupt und – wenn ja – wie eine solche Komplexität in einer angemessenen und verständlichen Form darstellbar ist. Dass ein solches Projekt nicht zum Scheitern verurteilt sein muss, zeigt das vorliegende Werk in beindruckender Art und Weise.



Nachdem sich Eckart Otto mit seiner „Ethik des Alten Testaments“ (1994) dieser Herausforderung letztmalig erfolgreich gestellt hat, liegt nun mit dem Werk von Rainer Kessler eine neue Gesamtdarstellung vor. Der emeritierte Marburger Alttestamentler präsentiert mit diesem Buch – nicht nur seitenmäßig – ein gewaltiges Werk, welches auf dem besten Weg ist, sich zu einem der Standardwerke im Bereich des Alten Testaments zu etablieren. Es reiht sich dabei in eine neue Generation von Gesamtentwürfen ein, welche hermeneutisch sowohl vergangenheits- als auch gegenwarts- und zukunftsorientiert sind.

Der Verfasser kann auf eine langjährige erfolgreiche Forschungstätigkeit zurückblicken und gilt in Fachkreisen als ausgezeichnete Kenner seiner Materie. Schwerpunkte seiner Forschung bilden u.a. die Sozialgeschichte und Prophetie des Alten Testaments, was im vorliegenden Werk deutlich zu spüren ist. So kommen – im Unterschied zu Ottos Gesamtdarstellung – verstärkt prophetische Texte in den Blick. Zudem wählt Kessler eine kanonische Zugangsweise, im Rahmen dessen er immer wieder auf mögliche historische und sozialgeschichtliche Kontexte der aus den Texten rekonstruierten ethischen Konzepte reflektiert.

Das Buch gliedert sich in drei größere Teile. In den „Prolegomena“ (25-80) werden grundsätzliche und einleitende Rahmenbedingungen sowie Positionsbestimmungen des Werkes erläutert. Neben gut reflektierten und durchaus kritischen Darstellungen zu möglichen Funktionen, Gegenständen und Quellen einer Ethik des Alten Testaments findet sich ein kleiner Überblick zur „Geschichte einer Ethik des Alten Testaments“.

Den zweiten Teil (81-538) bildet eine am hebräischen Kanon orientierte Darstellung impliziter ethischer Aussagen der Texte. Die hier dargebotene Synthese und Fülle führt in eine vielfältige und beindruckende Welt hinein. Kessler gelingt es in bewundernswerter Art und Weise, komplexe Sachverhalte und Zusammenhänge ethischer Konzeptionen allgemein verständlich zu erläutern; selbst detailliertere Tiefenbohrungen werden sehr gut nachvollziehbar dargestellt. Zudem laden zwanzig punktuell eingeschaltete Impulse dazu ein, sich ausgehend von zuvor behandelten Texten weiterführend mit einzelnen daraus resultierenden ethischen Fragen bzw. Problembereichen zu beschäftigen. Spätestens hier zeigt sich das Anliegen Kesslers, die aktuelle Relevanz alttestamentlicher ethischer Aussagen zu reflektieren.

Der dritte Teil (539-591) fragt schließlich gezielt nach der heutigen Relevanz der im zweiten Teil rekonstruierten impliziten Ethik(en) des Alten Testaments. Dabei werden mögliche Richtungen ausgehend von einer Ethik des Alten Testaments hin zu einer verantwortbaren gegenwärtigen christlichen Ethik angedeutet. Die einzelnen Ergebnisse und Beobachtungen werden zusammengefasst und schließen damit gekonnt den Bogen zum ersten Teil des Werkes. Wie viel Arbeit und gewiss auch Mühsal in diesem Werk stecken, lässt das umfangreiche Literaturverzeichnis (592-631) erahnen.

Dass bei einem solchen Gesamtentwurf einzelne Vorstellungen nicht in aller Detailliertheit und Ausführlichkeit dargestellt werden können, ist klar. Vielmehr geht es darum, die wesentlichen und zentralen ethischen Aussagen zu umreißen und in den Kontext eines Gesamtentwurfes zu stellen. Dabei gelingt es Kessler durchaus, die Vielfalt, aber auch die Einheit alttestamentlicher ethischer Konzeptionen zu verdeutlichen.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass es dieses umfangreiche Werk sehr gut versteht, zentrale Linien der alttestamentlichen Ethik herauszuarbeiten und darzustellen sowie in ihrer heutigen Bedeutung zu reflektieren. Eine fortlaufende Lektüre ist nicht zwingend notwendig, dem Leser wird eine gezielte interessengeleitete Lektüre ermöglicht. Das vorliegende Werk setzt neue Maßstäbe für eine Gesamtdarstellung einer Ethik des Alten Testaments und lädt offen zur Weiterführung ein. Manche Darstellungen werfen bewusst Fragen auf und eröffnen vielfältige Diskursmöglichkeiten.

Annett Giercke-Ungermann

Gerd Häfner
Anstößige Texte im Neuen Testament

Freiburg: Herder Verlag, 2017
220 Seiten
22,00 €
ISBN 978-451-37697-9

Historisch-kritische Bibelexegese und gläubige Bibellektüre – geht das zusammen? Sowohl von Gläubigen als auch von Bibelkritikern wird dies immer wieder bestritten. Gerd Häfner beweist mit seinem Buch aber das Gegenteil. Eine historisch-kritische Betrachtung der Bibel verhindert keineswegs die gläubige Lektüre, sondern erweitert vielmehr die Perspektive und schärft den Blick. Häfners Aufhänger sind gerade die Texte, die vor allem von den „neuen Atheisten“ gerne als Argument gegen die Bibel und den biblischen Gott vorgebracht werden – die fragwürdigen, anstößigen und manchmal regelrecht skandalösen Texte des Neuen Testamentes.

Der Autor unterscheidet dabei vier typische Verständnisschwierigkeiten, die im Zusammenhang mit biblischen Texten auftreten können: 1. Verständnisschwierigkeiten auf Seiten der Leser, etwa durch unverständliche Wörter, schwierige grammatische Formen oder unerwartete Sachzusammenhänge. 2. Akzeptanzschwierigkeiten auf Seiten der Leser, wenn sich nur schwer erschließt, was „Gott uns damit mitteilen wollte“, etwa bei Gewaltszenen oder polemischen Aussagen. 3. Widersprüche und Spannungen biblischer Texte untereinander, wovon sowohl Spannungen zwischen den vier Evangelien als auch Zitate aus dem Alten Testament betroffen sein können. 4. Die problematische Auslegungsgeschichte eines Textes, wo der Text selbst keine Schwierigkeiten bereitet, wohl aber die Art und Weise, wie er verstanden wurde. Dies ist besonders häufig bei antijüdischen Aussagen der Fall.



Für alle vier Typen anstößiger Texte behandelt der Autor nun Beispiele und versucht, Widersprüche und Vorbehalte aufzulösen, ohne dabei aber je einen Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben. Die Frage nach dem willkürlichen Gott in Mk 4,10-12 etwa, der nach scheinbar unverständlichen Kriterien den einen das Verständnis vom Reich Gottes schenkt und den anderen nicht, wird mit Verweis auf die synoptische Matthäus-Parallele und einem Blick auf die möglichen Bedeutungen des griechischen Wortes für Gleichnis („parabolé“) beantwortet. Die fragwürdigen Personen, die in den Gleichnissen Jesu für ihr Verhalten ausdrücklich gelobt werden – etwa die fünf „egoistischen“ Jungfrauen, die ihr Öl nicht teilen wollen, oder der betrügerische Verwalter in Lk 16,1-8 – erscheinen sowohl durch die Analyse ihrer jeweiligen Handlungsmotive als auch durch einen Blick auf den umgebenden Kontext, in den die Gleichnisse eingebettet sind, in einem anderen Licht.

Ein ausgezeichnetes Gespür für die Vielschichtigkeit biblischer Texte beweist Häfner, wenn er die Redaktionsgeschichte einiger Texte beleuchtet und herausstellt, wie biblische Autoren auf der einen Seite Anstößiges geglättet haben, auf der anderen Seite aber auch bewusst den Anstoß inszeniert haben. Dies war der Fall bei dem berühmten Nadelöhr, durch das eher ein Kamel geht als ein Reicher in das Himmelreich, und das die Frage aufgeworfen hat, ob es sich bei dem Nadelöhr nicht vielleicht eher um das kleine Stadttor in Jerusalem gehandelt hat und ob das Kamel nicht doch ein Schiffstau (griech. „kámilos“) war. Beides verneint der Autor. Es bleibt der Anstoß für die Jünger, das größte in Palästina lebende Tier der kleinsten denkbaren Öffnung gegenüber zu sehen, was die Chancen für den Reichen, ins Himmelreich einzugehen, auf null reduziert.

Insgesamt besticht Häfners Buch durch die Präsentation historisch-kritischer Bibelexegese auf hohem Niveau mittels klarer Sprache, die auch den Nicht-Fachmann anspricht. Dem Autor gelingt es, die Fragwürdigkeiten und Dunkelheiten biblischer Texte zu erhellen, ohne dabei in Relativierung zu verfallen. So werden die „Anstößigkeiten“ zu „Anstößen“ im positiven Sinn und legen die Grundlage für eine informierte, aber nicht desillusionierte Bibellektüre.

Christina Franke

predigen

Gebrauchsanweisung
Papst
Weihnachten
Franziskus

Katholische
Aufklärung

Konzils idee

Impulse für
Realisten

christlicher
Osten

Katholische
Soziallehre

sanfter
Rebell

Kirche

Christoph Dartmann

Die Benediktiner

Von den Anfängen bis zum Ende des Mittelalters

Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag, 2018

301 Seiten m. s-w Abb.

26,00 €

ISBN 978-3-17-021419-4

Nonnen und Mönche sind heutzutage in der Gesellschaft kaum noch präsent, so dass Ideen und Elemente monastischen Lebens, zumal aus der Zeit des Mittelalters, erklärungsbedürftig geworden sind. Diesem Anspruch stellt sich Christoph Dartmann, Professor für Mittelalterliche Geschichte an der Universität Hamburg, mit seiner Einführung zu den Benediktinern „von den Anfängen bis zum Ende des Mittelalters“. Die Monographie möchte Studierenden, Historikern sowie allen geschichtlich Interessierten eine grundlegende Orientierung bieten und dabei sowohl für diejenigen verständlich sein, denen das verfasste Christentum fremd ist, als auch jenen einen Zugang ermöglichen, die aus einem heutigen christlichen Standort heraus von der Andersartigkeit mittelalterlicher Religiosität irritiert sind.

Zwei grundlegende Aspekte, die für die Geschichte des benediktinischen Mönchtums prägend sind, durchziehen das vorliegende Buch: die hohe Bedeutung der Benediktsregel als einziger verbindender Klammer der diversen „benediktinischen“ Gemeinschaften und die grundsätzliche Spannung zwischen dem Ideal der Abkehr von der Welt und der Verwobenheit mit ihr in der Praxis.

Ausgehend von Benedikt von Nursia schildert der Verfasser ausführlich die institutionelle Entwicklung des benediktinischen Mönchtums, erläutert dabei die Rolle des Abtes, die Klosterämter sowie die monastischen Tugenden und beschreibt den Rezeptionsweg der Benediktsregel hin zum wichtigsten Referenztext für das Mönchtum des Abendlandes, der in seinem normativen Geltungsanspruch eher als Richtschnur denn als starres Gesetz zu verstehen sei (35-40 u.ö.). Insofern stellte die Benediktsregel „nur einen Bezugspunkt dafür dar, die Identität benediktinischen Mönchtums jeweils neu auszuhandeln“ (142).



Neben der institutionellen Entwicklung werden Einzelaspekte des monastischen Lebens genauer vorgestellt. Breiten Raum nehmen dabei das Gebet und die religiöse Kunst sowie Schriftkultur und Wissenschaft ein. Anhand des politischen Feldes sowie der wirtschaftlichen Organisation werden die Verflechtungen zwischen Kloster und Welt aufgezeigt und problematisiert. Das Grundmotiv monastischen Lebens, die Abkehr von der Welt, wurde immer wieder durch mannigfache innerweltliche Verbindungen durchbrochen, so dass die Grenze zwischen Welt und Kloster „immer neu ausgehandelt werden“ (212) musste.

In einem kurzen Epilog beleuchtet Dartmann die verschiedenen Aspekte der Macht innerhalb des Klosters – etwa die umfassende physische und psychische Verfügungsgewalt des Abtes sowie die Notwendigkeit einer rigiden Selbstdisziplin der Mönche und Nonnen – und stellt damit auch eine mögliche Außenperspektive auf das benediktinische Mönchtum zur Verfügung.

Das vorliegende Buch zeichnet sich insbesondere dadurch aus, dass Elemente des monastischen Lebens in der mittelalterlichen Frömmigkeit kontextualisiert und in den gesellschaftlichen Rahmen eingeordnet werden. Dazu werden Forschungsdiskussionen nur dort, wo sie hilfreich zum Verständnis sind, dann aber kurz und präzise eingefügt. Auch für den nicht fachkundigen Leser werden die historischen Entwicklungen verständlich erläutert und mit Beispielen veranschaulicht. Das gilt etwa für die Bedeutung des Gebets und des Totengedenkens in der mittelalterlichen Religiosität sowie für die Kirchengestaltung, die im Fall der Reliquiare geschickt mit der Heiligenverehrung verknüpft wird. Bei der Vorstellung prominenter gelehrter Persönlichkeiten aus dem benediktinischen Mönchtum wird im Fall der Hildegard von Bingen die problematische Situation für eine gelehrte Frau im Mittelalter thematisiert, die ihre Texte nicht als eigenes Gedankengut, sondern als göttliche Vision vermitteln musste, um Gehör zu finden.

Im Anhang der verständlich geschriebenen Monographie, die dank zahlreicher Zwischenüberschriften eine schnelle Orientierung ermöglicht, findet sich neben den sehr knapp gehaltenen Anmerkungen eine ausführliche, nach Kapiteln sortierte Bibliographie, die eine Vertiefung in die einzelnen Sachgebiete erleichtert.

Als Einführung in die Geschichte der Benediktiner, die einem breiten Lesepublikum mit unterschiedlichen Vorkenntnissen eine grundsätzliche Orientierung bieten will, kann das Buch allen Studierenden und weiteren Interessierten sehr empfohlen werden. Religions- und Geschichtslehrer finden hier reichhaltige Hintergrundinformationen zu einem Thema, das bis in die Gegenwart nicht nur durch die monastische Baugeschichte fortwirkt, sondern auch eine kritische Auseinandersetzung mit den Idealen der klösterlichen Lebensform ermöglicht.

Martin Belz

Dieter Berg
Franziskus von Assisi
Der sanfte Rebell

Stuttgart: Reclam Verlag. 2017
 298 Seiten
 24,00 €
 ISBN 978-3-15-011146-8

Um es gleich vorweg zu sagen: Dieter Berg legt mit seinem neuen Buch eine höchst lesenswerte Biographie des populärsten Heiligen der Christentumsgeschichte vor! Dabei handelt es sich angesichts der Überfülle an Quellen wie an relevanten Studien zum historischen Kontext der Person des Franziskus, nicht zuletzt ebenso an älteren biographischen Entwürfen, um eine ausgewogene, die geschichtlichen Umstände behutsam würdigende Darstellung eines Menschenlebens.

Der Band weist folgende in neun Kapiteln sich entfaltende Organisation auf: Kapitel 1 ist überschrieben mit: „Franziskus – eine biographische Skizze“. Diesem Einband folgen drei Kapitel, die sich mit den italienischen Verhältnissen des 12. und 13. Jahrhunderts befassen: Kapitel 2 handelt von der „Kirche und religiöse[n] Reformbestrebungen in Italien (ca. 1150-1200)“, Kapitel 3 ist betitelt mit „Politische Kooperation und Konflikte in Italien (ca. 1200)“, während Kapitel 4 die „Politische[n] Strukturen und Rivalitäten in Grafschaft und Stadt Assisi (ca. 1150-1200)“ darstellt.

Kapitel 5 („Franziskus – Existenz und Charisma“) reflektiert unter einem weiteren, eher frömmigkeitsgeschichtlichen Blickwinkel, was im ersten Kapitel biographisch fokussiert dargelegt worden ist. Kapitel 6 behält den theologiegeschichtlichen Blick bei, wenn es die ersten Generationen der „Weiterentwicklung des Ordo Minorum“ behandelt. Schließlich kommt in Kapitel 7 auch das „Franziskanische Schrifttum“ – einschließlich eines Überblicks über die frühfranziskanische Eschatologie – zur Sprache, das bekanntlich die internen Auseinandersetzungen unter den diversen Gruppierungen der Brüder belegt. Kapitel 8 zeichnet unter dem Titel „Nachleben: Franziskus-Bild in Film und TV“ einen modernen



Strang der Franziskus-Rezeption im 20. Jahrhundert nach. Indem sich dieses Kapitel auf ein Medium beschränkt, gelingt es dem Autor eindrucklich, die unterschiedlichen Zugangsweisen der filmischen Verarbeitung herauszustellen. Das „Resümee“ (Kapitel 9) zieht den großen Bogen von den Zeitgenossen des hl. Franziskus – die sich in ihrem Verhalten dem Poverello gegenüber größten Schwierigkeiten ausgesetzt sahen, wollten sie diese Ausnahmepersönlichkeit angemessen verstehen – über die Jahrhunderte des späten Mittelalters und der Neuzeit bis in die Gegenwart, in denen sich der Heilige aus Assisi nach wie vor – sogar interreligiös – größter Anerkennung erfreut.

Dem Werk ist ein umfangreicher Anhang mitgegeben worden. Zunächst bietet der Autor, geordnet nach der Abfolge der Kapitel, die Identifikation der Zitate sowie jeweils weiterführende bibliographische Hinweise an. Ein umfangreiches Abkürzungsverzeichnis, in dem zumal die Quellen aufgelistet werden, so dass im laufenden Text leicht auf sie zu verweisen ist, geht dem vollständigen Quellen- und Literaturverzeichnis voraus. Den Abschluss bildet eine sehr instruktive und detailreiche Zeittafel, reichend von der Geburt des Franziskus (1180/1) bis zur Kanonisation Klaras (1255).

Es handelt sich um ein reifes Werk, das der Autor hier vorlegt. Die Vertrautheit mit der Person, die ihn bei seiner Darstellung offensichtlich bewegt, überwältigt aber nicht die geschichtswissenschaftlich saubere Argumentation und beeinträchtigt noch weniger die abwägende Gewichtung der Quellen. Im Mittelpunkt des Werkes steht die Person des Poverello von Assisi zusammen mit der konfliktuellen Weitergabe seiner Berufung in die von ihm selbst gegründete Gemeinschaft hinein, welche zu jahrhundertlang umkämpften divergierenden Rezeptionen führte, die Franziskus selbst nicht zu verhindern wusste. Der ursprünglich religiöse Impuls, der den Poverello inspirierte, wurde ohne jedwede Mäßigung der Geschichte ausgesetzt: So lässt sich das vom Autor entworfene franziskanische Panorama zusammenfassen.

Diese sympathische Einführung in das Christentum, exemplarisch durchgeführt am armen Franziskus, kann von jedermann mit großem Gewinn gelesen werden und wird deshalb wärmstens empfohlen: Sie dient vertiefend historischer Kenntnis; sie vermittelt überzeugend Verständnis für die Botschaft des Christentums; sie lässt das persönliche Drama des Protagonisten bestürzend klar hervortreten.

Rainer Berndt

Ulrich L. Lehner
Die Katholische Aufklärung
Weltgeschichte einer Reformbewegung

Paderborn: Ferdinand Schöningh Verlag. 2017
271 Seiten
39,90 €
ISBN 978-3-506-78695-1

Die englische Ausgabe der Monographie des aus Deutschland stammenden, an der Marquette University in Milwaukee lehrenden Ulrich Lehner wurde als „Pionierleistung“ bezeichnet. In der Tat gibt es keine vergleichbare Studie, die „Katholische Aufklärung“ in einem so breiten Ausmaß analysiert und rehabilitiert. In sieben Kapiteln zeigt Lehner, dass Katholiken in viel größerem Ausmaß an dem geistigen, politischen, gesellschaftlichen und kirchlichen Aufbruch der Frühen Neuzeit beteiligt waren und in der Verbindung von Glaube und Vernunft Lösungsmöglichkeiten anboten, als es antikirchliche Strömungen vermochten. Dabei verfällt er nicht der Versuchung einer unkritischen Apologetik, sondern sieht die Katholische Aufklärung in einer Reihe mit der Wiederaufnahme der tridentinischen Reform im 18. Jahrhundert, der Reform des Zweiten Vatikanischen Konzils und dem Paradigmenwechsel des Papsttums durch Papst Franziskus. Katholische Aufklärung ist für Lehner eine „Reformbewegung“, für die er Beispiele aus den mitteleuropäischen Ländern ebenso heranzieht wie aus Nordamerika, Lateinamerika sowie Asien und Afrika. In all diesen Ländern findet Lehner Beispiele für die Anliegen der Katholischen Aufklärung, nämlich Kirchenreform und intellektuelle Offenheit für die Kultur.

Eine zentrale Rolle für das Heimischwerden von Toleranz im katholischen Raum spielten der Janzenismus in der Auseinandersetzung mit den Jesuiten und der politischen Umsetzung vor allem unter Joseph II. und gegen den ausdrücklichen Willen der römischen Kurie. Die notwendige „katholische Lernkurve“ (59) illustriert Lehner mit der Emanzipation der Frau von der alleinigen Macht der Männer; gegenseitige Liebe und Zärtlichkeit gehörten wesentlich zu katholischer Eheauffassung dazu. In den Kolonien waren katholische Aufklärer führend



in der Reform der Erziehung, in der Förderung der Naturwissenschaften und in den Regierungsformen. In der Fortsetzung der tridentinischen Reformen verstärkte sich die Skepsis gegenüber Wundern und Aberglauben ebenso wie gegen Hexen- und Geisterglauben. Gefördert wurde die Liturgiewissenschaft. Erhellend sind die Ausführungen über das Heiligkeitsmodell der katholischen Aufklärung. Die Beispiele weisen hin auf die unverlierbare Würde des Menschen, auf Protest gegen die Oberhoheit des Staates, auf das Recht auf freie Religionsausübung und die Verteidigung der Gewissensfreiheit gegen Intoleranz des Staates. Ambivalent bleibt dagegen die Haltung zur Sklaverei, die bis ins 19. Jahrhundert auch von den Päpsten betrieben wurde.

Der Verfasser schließt seine Studie mit Napoleon. Seine These ist die: Die Erniedrigung der katholischen Kirche durch die Gefangennahme der Päpste hat den „Beginn eines päpstlichen Katholizismus“ (227) und den Aufstieg des Ultramontanismus im 19. Jahrhundert ermöglicht, dadurch aber eine negative Bewertung der katholischen Aufklärung herbeigeführt. Auch wenn – wieder einmal – die Platzierung der Anmerkungen am Ende des Buches zu kritisieren ist: Lehnerts Studie ist eine Fundgrube für die Vielfalt der katholischen Aufklärung, für die Entstehung und Entwicklung einer „Reformbewegung“ – und nicht zuletzt wegen ihrer guten Lesbarkeit zu empfehlen.

Joachim Schmiedl ISch

Volker Leppin / Dorothea Sattler (Hgg.)
Ökumenisches Lesebuch Reformation

Paderborn: Bonifatius Verlag. 2017

Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt. 2017

328 Seiten

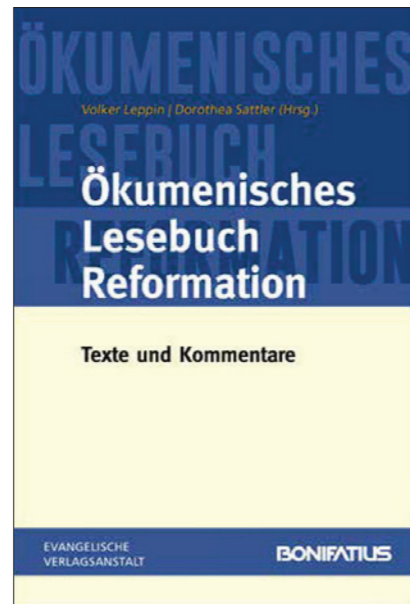
30,00 €

ISBN 978-3-89710-725-0

978-3-374-05052-9

Anders als von vielen katholischen Skeptikern befürchtet, ist das Reformationsjubiläum 2017 weder zu einer rein protestantischen Veranstaltung noch zu einer Feier der Kirchenspaltung geworden. Vielmehr fanden auch in katholischen Gemeinden zahlreiche Veranstaltungen zum Thema statt, vielerorts wurden die Reformationsfeiern gemeinsam von evangelischen und katholischen Christen begangen. Dazu waren einige Anstrengungen auf beiden Seiten nötig, und nicht zuletzt die ökumenische Theologie konnte einen bedeutenden Beitrag leisten.

Der Ökumenische Arbeitskreis evangelischer und katholischer Theologen (nach seinen Gründern auch Jaeger-Stählin-Kreis genannt) hat – etwas später im Jubiläumsjahr – einen sehr interessanten Band mit Quellentexten publiziert, der hier vorgestellt werden soll. Für die Erarbeitung hat sich ein Team von katholischen und evangelischen Theologen zusammengefunden, das in fünf „Themenkreisen“ Texte aus der Reformationszeit vorlegt. Die Themenkreise sind überschrieben mit „Humanistische Reformansätze“, „Die Wittenberger Reformation“, „Die Oberdeutschen, Calvin und der Calvinismus“, „Katholische Reformtheologen“ und „Religionsgespräche“. Jeder dieser fünf Teile ist von einem evangelisch-katholischen Autorentduo verantwortet, das jeweils eine knappe Einleitung verfasst und die Texte ausgewählt hat. Ohne Kürzung werden nur kürzere Quellentexte präsentiert, meist finden sich jedoch ausgewählte Abschnitte zu bedeutenden Themen.



Wenig überraschend ist die Auswahl der Autoren des 16. Jahrhunderts: Als Humanist kommt – abgesehen von zwei „Dunkelmännerbriefen“ – ausschließlich Erasmus von Rotterdam zu Wort. Für Wittenberg stehen Luther und Melanchthon, für die südwestdeutschen Reformatoren Martin Bucer. Für die katholischen Reformtheologen kommen der Jesuit Petrus Canisius und der zeitweilige Naumburger Bischof Julius Pflug zu Wort, der 2017 mit einer Ausstellung in Zeit gewürdigt wurde. In der Abteilung „Religionsgespräche“ werden das Marburger Religionsgespräch von 1529, die Wittenberger Konkordie (1536), das zentrale Regensburger Religionsgespräch von 1541, wiederum Erasmus und – warum hier? – ein Auszug aus den Exerzitien des Ignatius von Loyola geboten. Den Löwenanteil von rund 100 Seiten nimmt dabei die Wittenberger Reformation und darin wiederum Martin Luther ein.

Insofern könnte man aus dem Band eine relativ klassische Reformationserzählung herauslesen: Die Humanisten dienen als Vorbereiter, Luther als der „Revolutionär“, dem die Oberdeutschen und Calvin folgen und auf den die „Katholiken“ dann reagieren. Schließlich kommt als versöhnlicher Abschluss der Versuch, per Gespräch zu Einigungen zu kommen – was in Regensburg bekanntlich trotz weitgehender Einigungen in der Rechtfertigungslehre an der Eucharistie- und Amtstheologie scheiterte. Doch ersetzt die vorliegende Sammlung keine Darstellung der Reformationsgeschichte, was schon die reichlichen Verweise auf die einschlägige Literatur deutlich machen. Darüber hinaus sollten Leser auch den im Vorwort erwähnten Text „Reformation 1517 – 2017“ berücksichtigen, der ebenfalls aus dem Ökumenischen Arbeitskreis hervorgegangen ist. Volker Leppin und Dorothea Sattler versuchen hier, ein ökumenisch tragfähiges Geschichtsbild zur Reformation zu entwickeln, das insbesondere die Rückprojektion von konfessionellen Deutungsmustern vermeidet. Von hier ausgehend erschließt sich auch der ökumenische Stellenwert des vorliegenden Bandes: Es werden gerade keine polemischen Texte präsentiert und statt dessen gezeigt, wie die Theologien aus spätmittelalterlichen Quellen schöpften und letztlich nicht weit voneinander entfernt waren, wiewohl sie durchaus unterscheidbar blieben. Insbesondere das kapitelübergreifende Thema „Glaube“ demonstriert dies. Die große Chance dieses Zugriffs besteht darin, dass man die Reformatoren nicht nur als Reformator und Polemiker, sondern auch als tiefgründige geistliche Schriftsteller kennenlernen kann. Freilich bleiben kontroverse Themen nicht völlig ausgespart, insbesondere Stellen zu Eucharistie- bzw. Abendmahlstheologie werden ebenfalls präsentiert. Durch die Gliederung des Bandes werden diese Streitfragen jedoch nicht in unmittelbarer Nähe zueinander präsentiert (wie übrigens auch Fragen der Kirchenreform).

Auf die Tatsache, dass sich die Bearbeiter bei der Textauswahl offensichtlich wirklich etwas gedacht haben, kommt der Leser nur, indem er den Band von vorne nach hinten durchliest. Denn bedauerlicherweise wird er durch keinerlei Register oder thematischen Index erschlossen. Kritisch könnte man auch sehen, dass einige der verwendeten Übersetzungen relativ alt sind und ihr Sprachduktus daher zumindest angestaubt klingt.

Laut dem Vorwort der Herausgeber „eignet sich [dieses Buch] als Sammlung von Quellen für Situationen der Aus- und Fortbildung sowie zur persönlichen Lektüre.“ Wer diese Quellen zur Hand nimmt, sollte freilich idealerweise bereits einigermaßen solide Grundkenntnisse in der Reformationsgeschichte haben oder parallel eine gute Darstellung lesen. Denn die Einführungen in die einzelnen Abschnitte sind derart knapp und konzise, dass sie zur Gedächtnisauffrischung zweifellos nützlich sind, als Erstinformation aber weniger geeignet sind. Bei der Verwendung in der Erwachsenenbildung oder der theologischen Weiterbildung stellt sich für die Verantwortlichen das schon erwähnte Problem des fehlenden inhaltlichen Schlüssels. Dessen ungeachtet kann man diese Quellensammlung bedenkenlos allen empfehlen, die an der Theologie der Reformationszeit und an den Grundlagen für ökumenische Theologie interessiert sind. Und es wäre sehr erfreulich, wenn Angebote der Erwachsenenbildung von diesem Band angeregt würden.

Wer sich auf die Quellen der Reformationszeit bezieht, das lehrt dieser Band eindrücklich, der muss nicht gleich die Spaltung im Sinn haben. Das Trennende wurde mit großer Ernsthaftigkeit bearbeitet; aber auch im 16. Jahrhundert war das Verbindende unter den Christen stärker, als sie teilweise selbst wahrhaben wollten.

Bernward Schmidt

Hermann Josef Sieben

Kleines Lexikon zur Geschichte der Konzilsidee

utb 8715

Paderborn: Ferdinand Schöningh Verlag, 2017

229 Seiten

39,99 €

ISBN 978-3-8252-8715-3

Die Geschichte der Konzilsidee darf getrost als ein großes Lebensthema des Frankfurter Jesuiten Hermann Josef Sieben bezeichnet werden. In zahlreichen Publikationen hat er das Thema in seinen vielen Schattierungen behandelt und untersucht, wie der Begriff „Konzil“ verstanden wurde. Das schließt das Selbstverständnis der Konzilsväter ebenso ein wie die Bestimmung des Verhältnisses zu anderen Konzilien, dem Papsttum oder weltlichen Autoritäten. Auch die theologische und kirchenrechtliche Reflexion auf die Institution Konzil gehört in diesen Bereich.

Das vorliegende „kleine Lexikon“ enthält eine stattliche Anzahl von Lemmata zur Geschichte der Konzilsidee, wie sie Sieben maßgeblich geprägt hat. Personen stehen dabei naturgemäß nicht im Vordergrund, häufig wird von einem Personennamen auf Sachartikel verwiesen. Diese Gruppe umfasst v.a. Einträge zur theologischen Deutung von Konzilien, Verfahrensfragen, Geltung und dogmatischen Gewichtung von Konzilsbeschlüssen und zum Verhältnis zwischen Konzilien und Papsttum. Behandelt werden selbstverständlich Autoren, die einen besonderen Beitrag zur Entwicklung und Diskussion von Konzilsideen geleistet haben.



Inhaltlich ist Siebens Lexikon über jeden Zweifel erhaben, speist es sich doch aus der reichen Erfahrung jahrzehntelanger intensiver Forschung zum Thema. Regelmäßig wird daher auch auf Siebens Publikationen verwiesen, auf die sich das Buch maßgeblich stützt. Zusätzlich wird weitere ausgewählte Literatur erwähnt bzw. in einem Anhang „Literaturnachträge“ aufgelistet, wobei meist mehrere Titel unter einer Nummer zusammengefasst werden. So ergibt sich bedauerlicherweise keine übersichtliche Auswahlbibliographie, denn auch die Reihenfolge der Nummern erschließt sich nicht auf Anhieb. Nach 2010 erschienene Publikationen wurden zudem nur noch in kleiner Auswahl aufgenommen; so vermisst man etwa im Artikel „Hermeneutik“, der sich unter anderem mit der Diskussion um die Hermeneutik des Zweiten Vatikanischen Konzils befasst, die grundlegenden Beiträge von Massimo Faggioli. Auch Lemmata, die den in neueren Forschungen untersuchten Zusammenhang zwischen Liturgie, Verfahren und Konzilsidee thematisieren, fehlen. Ein zweiter Anhang mit Rezensionen des Verfassers und mit Rezensionen über seine Werke dürfte eher der bibliographischen „Ergebnissicherung“ seiner Forschungstätigkeit dienen als dem genuinen Ziel eines Lexikons.

Deshalb stellen sich zwei Fragen: Wer benutzt ein solches Werk und wie kann man es benutzen? Das vorliegende Lexikon ist keine Einführung in das Thema, es setzt bereits solide Grundkenntnisse in der Konziliengeschichte und ein Interesse an dem doch recht speziellen Thema „Konzilsidee“ voraus. Als Nachschlagewerk eignet es sich vor allem, um erste Orientierung zu gewinnen oder um weitere Publikationen (v.a. des Verfassers) zu finden. Daher wird das Werk all denen gute Dienste leisten, die einen Schlüssel zu den zahlreichen Publikationen des Verfassers suchen.

Es finden sich Artikel, die kaum jemand suchen oder erwarten dürfte, z.B. „Bilanz“, wo vergleichsweise ausführlich über zeitgenössische Deutungen des Basler Konzils berichtet wird, oder „Liberales Element in der Kirchenverfassung“, wo es um Konzilsdeutungen im Licht des Zweiten Vatikanischen Konzils geht. Über das reine sachlich-bibliographische Nachschlagewerk hinaus ist Siebens „Kleines Lexikon“ somit ein Werk, in dem es sich lohnt, einfach zu blättern und sich durch die Verweise in die verschiedenen Winkel der Geschichte der Konzilsidee führen zu lassen. Relevant sind diese Aspekte aber nicht nur für eine konzilshistorische Perspektive; gerade auch für das ökumenische Gespräch ist die Frage nach der Autorität und Verbindlichkeit von Konzilsbeschlüssen – und mithin der „Konzilsidee“ unserer Tage – von großem Interesse.

Bernward Schmidt

Annette Schleinzer
Madeleine Delbrêl
Prophetin einer Kirche im Aufbruch
Impulse für Realisten

Oberpfarrm: Verlag Neue Stadt. 2017
246 Seiten
19,95 €
ISBN 978-3-7346-1110-0

Aus unterschiedlichen Perspektiven beschreibt Annette Schleinzer zunächst die aktuelle „Realsituation“ von Kirche und Glaube, um darauf mit Madeleine Delbrêls (1904-1964) „Realismus“ – unter dem Motto: Optimismus trifft Pessimismus – zu antworten. Zu Recht verweist die Verfasserin auf die Bedeutung des Blickwinkels und der Einstellung, wenn sie der „Großwetterlage“ von Kirche und Glaube die erfrischende, elanvolle Sicht der „Nachkonzilsprophetin“ entgegensetzt. Das „Gefühl der Niederlage, das uns in unzufriedene und ernüchterte Pessimisten mit düsterem Gesicht verwandelt“ (Papst Franziskus), löst sich auf, wenn man mit Madeleine Delbrêl, der immer bekannter werdenden französischen Mystikerin, Sozialarbeiterin und Schriftstellerin, „der Situation nüchtern und realistisch ins Auge“ sieht (12); sie ist überzeugt, dass das „Abenteuer des Glaubens“ zwar in einer Zeit spielt, in der es kaum Wegmarken gibt, Gottes Heiliger Geist aber von „unerschöpflicher Fantasie“ ist.



Im Anschluss an diese hoffnungsvolle Bestandsaufnahme folgen die Biografie und die „(Glaubens-) Lebensessenz“ der „Mystikerin der Straße“ sowie ihr Missionsverständnis: Sie fordert uns dazu auf, „heute, in der heutigen Welt und heutigen Zeit zu lauschen, was der Herr seit jeher für heute von uns will, für die heute lebenden Menschen, für unsere heutigen Nächsten, und zu bitten, dass wir es sehen und begreifen“ (Delbrêl nach Schleinzer, 19). Innerlich in einem lebendigen Glauben an Jesus Christus und an der Richtschnur des Evangeliums mit seinem Doppelgebot der Liebe verankert, hat sie reflektieren und unterscheiden können, was die konkrete Praxis gerade abverlangt. Ihre Antwort war insbesondere eine tragfähige Alltagsspiritualität in ihrer (Glaubens-) Lebenswelt, die zur Stärkung der missionarischen Aufbrüche vor Ort und zur Berufung der Christen überhaupt beiträgt. Für Gotthard Fuchs

ist Delbrêls „prophetischer Wille zur Zeitgenossenschaft zukunftsweisend, der Wille zu einer zugleich konkreten und praktischen Alltagsspiritualität, zum zugleich mystischen wie politischen Engagement“ (Fuchs nach Schleinzer, 27). Madeleine Delbrêl war sich der Grenzen ihrer Erfahrungen stets bewusst; gegen Ende ihres Lebens scheint sie geahnt zu haben, dass vieles von dem, was ihr begegnet ist, von grundsätzlicher Bedeutung ist und über ihre persönlichen Erfahrungen und Schlussfolgerungen hinausweist.

Im Kapitel „Die Liturgie der Außenseiter: Als Kirche aus sich herausgehen“ (89-95) begegnet man Madeleine Delbrêl im Café und erfährt, wie sich dort, und zwar nicht nur für sie, Gott finden lässt. „Du hast uns heute Nacht in dieses Café ‚Le Clair de Lune‘ geführt ...“ (Delbrêl nach Schleinzer, 90). Dem folgt die Gottesentdeckung der „Mystikerin der Straße“: „Weil deine [Gottes] Augen in den unseren erwachen, weil dein Herz sich öffnet in unserm Herzen, ist dieses Café ‚nun kein profaner Ort mehr ...‘“ (Delbrêl nach Schleinzer, 91). Warum nicht einmal (selbst-/einzel-) seelsorgerisch in gemeinschaftlichen Beisammensein, vielleicht bei Wein und Brot, Gottes Gegenwart und Fülle im Miteinander bzw. in seinen Schöpfungsgaben wahrnehmen?

Im Anhang findet man kostbare und weniger bekannte Originalworte der „Schriftstellerin“ ins Deutsche übertragen wie den Text „Einsamkeit“, der Gottes Dasein in der Einsamkeit spüren lässt: „Uns Leuten von der Straße scheint die Einsamkeit nicht die Abwesenheit der Welt zu sein, sondern die Anwesenheit Gottes. Dass wir ihm überall begegnen, macht unsere Einsamkeit aus.“ (Delbrêl nach Schleinzer, 231) Gott ist für sie wie für uns also nicht nur im Café, sondern gerade auch in der Einsamkeit gegenwärtig. Die Frage ist nur, ob wir seine Gegenwart wahrnehmen und daraus (Glaubens-)Lebenskraft schöpfen.

Annette Schleinzer hat ein hilfreiches, mit Originaltexten angereichertes Buch verfasst, das „nährt“ und anregt, den persönlichen Standpunkt zu überprüfen, das anhalten lässt und bestätigt und neue Denkanstöße gibt. Es ist ein pastorales Werk, das zur (Selbst-/Einzel-) Seelsorge anregt und Mut macht.

Ilona Biendarra

Erich Garhammer
Und er bewegt sie doch
Wie Papst Franziskus Kirche und Welt verändert

Würzburg: Echter Verlag, 2017
160 Seiten
12,90 €
ISBN 978-3-429-04352-0

Erich Garhammer legt keine Biografie des amtierenden Papstes vor, sondern versucht, die Veränderung von Kirche und Welt durch Franziskus an Beispielen aufzuzeigen. Er mutmaßt, warum Benedikt XVI. zurückgetreten ist, und schildert dann den Auftritt des neuen Papstes. Länger wird zitiert, wie der neue Papst sich in kurzen Antworten auf kurze Fragen charakterisiert. Auf einige Motive aus dem Interview geht Garhammer näher ein: Die Großmutter Jorge Bergoglios, die Liedform der Milonga, die Rede im Vorkonklave, in der es um die Deutung des II. Vatikanischen Konzils geht, und die Erinnerung an Papst Johannes XXIII. Mehr in die Tiefe gehen Erörterungen über das Verhältnis Jorge Bergoglios zum Jesuitenorden, zur ignatianischen Spiritualität, zum Jesuitengeneral Pedro Arrupe (1907-1991) und zu Peter Faber (1506-1546), den Papst Franziskus am 7. 12. 2013 per Dekret heiliggesprochen hat.

Der Verfasser stellt das umfangreichste Kapitel des Buches über den Kampf um das II. Vatikanische Konzil unter die Überschrift: „Papst Franziskus – der Knotenlöser“. Damit spielt er auf ein Bild von Johann Schmittner (1625-1705) in der Wallfahrtskirche St. Peter und St. Felizitas in Augsburg an. Es zeigt die von Engeln umgebene Mondsichelmadonna, die ein vielfach verknottetes weißes Band aufmerksam entknotet. Als Jorge Bergoglio in Deutschland studierte, bekam er eine Postkarte mit diesem Bild; zurück in Argentinien veranlasste er eine Kopie des Bildes für die Kirche San José in Buenos Aires – und erwähnte es im Gespräch mit der ZEIT vom 3. März 2017 als Symbol seiner Methode.



Garhammer sieht einen Riss in der Biografie Josef Ratzingers, der ja als Berater von Kardinal Frings mit dafür sorgte, dass das Konzil mehr wurde als ein Abnicken der von den römischen Behörden vorbereiteten Dokumente, sich nach dem Konzil aber zum Konzilskritiker entwickelte. Verschiedene Stimmen kommen zu Wort, die Unzufriedenheit mit der Liturgiereform des Konzils äußern, und Garhammer zeigt, wie Benedikt XVI. diesen Bedenkenträgern entgegenkam. Franziskus hingegen bezeichnet diese Reform der Reform als „Irrtum“ und gibt dem frühen Josef Ratzinger und Papst Johannes XXIII. gegen den Kurienkardinal Ratzinger und Papst Benedikt XVI. Recht.

Garhammer sieht Franziskus als den ersten Papst, der die Medien nicht als Störenfriede ansieht, sondern als Experten und Mitwisser anspricht und damit der Pastoralinstruktion „Communio et Progressio“ (1971) gerecht wird.

Ausführlich geht es schließlich um die Zulassung der wiederverheirateten Geschiedenen zu den Sakramenten. Vorstöße von Theologen und Bischöfen seit den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts werden der Enzyklika „Familiaris Consortio“ (1981) und ihrer Verteidigung durch das Lehramt gegenübergestellt. Für seine Schlussansprache zur Familiensynode vom 25.10.2015, die Predigt im Abschlussgottesdienst und das Schreiben „Amoris Laetitia“ (2016) lobt der Verfasser den Papst mit der Begründung, dass nunmehr Barmherzigkeit der hermeneutische Schlüssel für den Gang der Synode und für die Kirche insgesamt sei. Fazit: „Der Knoten ist gelöst“.

Im abschließenden Kapitel kommt Garhammer auf die Grundhaltungen des Papstes zu sprechen, der das Bischofsamt als Wächteramt versteht, der an den Bischöfen den Geruch der Schafe wahrnehmen will und der durch die Einfachheit seines Lebens und besondere Akzente wie den Besuch der Insel Lampedusa die zentrale Botschaft der Barmherzigkeit augenfällig vorlebt. Das Buch endet mit den Worten: „Danke, Papst Franziskus.“

Karl Vörckel

Constanze Kleis
Gebrauchsanweisung für Weihnachten

München: Piper Verlag, 2017
221 Seiten
15,00 €
ISBN 978-3-492-27697-9

Eine Gebrauchsanweisung hat zum Ziel, einem Nutzer zu erklären, wie ein Produkt oder ein Gegenstand im weitesten Sinne zweckmäßig zu gebrauchen ist. Man fragt sich deshalb etwas verduzt, wie die Journalistin aus Frankfurt ihren Buchtitel genau verstanden haben möchte. Denn Constanze Kleis schreibt de facto keine Gebrauchsanweisung im Sinne eines Ratgebers. Vielmehr will sie hinter den Bühnenvorhang Weihnachten blicken, um das zu entlüften, was ihr als ausgesprochener Weihnachtsfan daran wichtig erscheint. Ihr Buch ist daher ein klares Plädoyer für Weihnachten! Ein Weihnachten, das zwar aus einem schier endlosen, auch zu kritisierenden. Vielerlei besteht, dessen humaner Kern – eine theologische Reflexion über Weihnachten fehlt – bewahrenswert ist und bleibt.



Im Wesentlichen ist Weihnachten für Constanze Kleis das Fest der personalen Zuwendung, was ja im theologischen Sinn mehr als anschlussfähig ist. An Weihnachten feiern wir Zuwendung zu den Familienmitgliedern und Freunden. Stress, Hektik, Konflikte und Feindschaften bestimmen das Fest heute zwar im besonderen Maß. Lernen wir aber diese Faktoren als Teile menschlichen Zusammenseins zu verstehen, dann ist Weihnachten eine Form, sich darüber klar zu werden. Zum „Gesamtpaket Beziehung“ gehört nämlich immer beides. Die „großartige Idee der Schöpfung“ – der Mensch ist Beziehungswesen – könnte somit an Weihnachten nochmals bewusst werden. Denn „was wir an Weihnachten nicht hinbekommen, wird uns auch im Rest des Lebens nicht gelingen.“ Die Idee des Schenkens ist im Kern ein Ausdruck dieser Zuwendung. Trotz allem Viel-zu-Viel, Zeit füreinander aufwenden und sich Wertschätzung entgegenbringen, darum geht es eigentlich.

Nun ist „Gebrauchsanweisung für Weihnachten“ natürlich keine philosophische Theorie der menschlichen Zuwendung. Den Leser erwartet ein locker formulierter, bunter Reigen. Beginnend bei der weihnachtlichen Botschaft, über Weihnachtsmann und Nikolaus, zum Gesangsgut bis hin zu den kulinarischen „Sünden“ Lebkuchen (für Nürnberg) bzw. Pfefferkuchen (für Pulsnitz). Es lauern einige Erkenntnisse über kulturelle Weihnachtsspezifika von Norwegen bis zu den Philippinen. Man erfährt, der Adventskranz ist eine evangelisch-lutherische Tradition aus dem 19. Jahrhundert, die das Warten erleichtern sollte. Übrigens vieles, was uns heute als selbstverständlicher Bestandteil des Brauchtums erscheint, ist im 19. Jahrhundert erst entstanden. Auch weiß der Leser um die Exportstärke des deutschen Weihnachtsmarkts, bis ins ferne China. Leider begegnen demgegenüber unzählig langwierige Schilderungen über die Frage, wo nun der größte Weihnachtsbaum stehe, und welche Fernsehsendungen wo zum ersten Mal erschienen sind. Interessiert es wirklich, wieviel Tonnen Gewicht Weihnachtsmanns Schlitten hätte, wären diese und jene Geschenke beladen? Solche und ähnliche Passagen sind ermüdend und langweilig. Die erkenntnisbringenden Rosinen trösten jedoch darüber hinweg, weil sie durchaus einen Aha-Effekt auslösen können.

Constanze Kleis schreibt ein Buch für den Weihnachtsfan in uns. Es ist kein Buch für den theologisch interessierten Leser, obwohl es durchaus kleine philosophische Schmankerl bereithält, die hauptsächlich am Anfang und am Ende zu finden sind.

Johannes Lorenz

Johannes Oeldemann

**Die Kirchen des christlichen Ostens
Orthodoxe, orientalische und mit Rom unierte
Kirchen**

Kevelaer: Verlagsgemeinschaft topos plus. 4., erweiterte Auflage

2016

240 Seiten

17,95 €

ISBN 978-3-8367-0020-7

Seit Jahrzehnten wächst die Zahl der orthodoxen und orientalischen Christen in Deutschland. Durch die Wanderungswellen seit dem Zweiten Weltkrieg, durch Gastarbeiter und Spätaussiedler, durch Flüchtlinge vom Balkan und dem Nahen Osten, aber nicht zuletzt auch durch Priester aus Indien sind die orthodoxen Kirchen uns nahe gekommen.

Johannes Oeldemann vom Johann-Adam-Möhler-Institut in Paderborn führt kenntnisreich in die Vielfalt der östlichen Kirchen ein. Ausgehend von den Regionen, in denen die östlichen Riten des Christentums präsent sind, stellt er zunächst deren Geschichte vor. Im Nahen und Mittleren Osten ist das Christentum entstanden und hat sich von dort aus nicht nur im Römischen Reich, sondern im Kaukasus und in Persien, im afrikanischen und griechischen Kulturkreis, in Südost- und Osteuropa und in Indien verbreitet. Dabei kam es zur Ausbildung unterschiedlicher Weisen, Gottesdienst zu feiern, oft verbunden mit theologischen Differenzierungen, die auf die ersten Konzilien der Christenheit zurückzuführen sind. Erst in den letzten zwei Jahrhunderten kam es zur Ausbreitung des östlichen Christentums in den westlichen Ländern, vor allem in Nordamerika.

In einem zweiten Abschnitt differenziert Oeldemann die Kirchen des Ostens. Im Mittelalter war die Assyrische Kirche des Ostens die größte christliche Konfession mit einer Ausdehnung bis nach China, heute nur noch eine Minderheitenkirche im Irak. Aus den christologischen Streitigkeiten nach dem Konzil von Chalcedon entstanden die orientalischo-orthodoxen Kirchen. Die orthodoxen Kirchen bildeten sich aus der Entfremdung mit der lateinischen Kirche und erkennen heute den Ehrenvorsitz des Ökumenischen



Patriarchen von Konstantinopel an, obwohl sie sonst in einer Vielfalt von nationalen Kirchen existieren. Der heute kritisch betrachtete „Uniatismus“ führte im zweiten Jahrtausend des Christentums aus den orientalischen und orthodoxen Kirchen einzelne Gruppen wieder in die Gemeinschaft mit der katholischen Kirche unter Beibehaltung ihrer liturgischen und rechtlichen Eigenheiten.

Die Einheit der östlichen Kirchen bei aller Pluralität zeigt sich im Glauben, in der Betonung der Liturgie der Feier der Sakramente, der Verehrung der Ikonen und einer mystisch geprägten Spiritualität. Differenzen sind bis heute im Kirchenjahr und im Kalender gegeben. Die große Eigenständigkeit der orthodoxen Kirchen wurde im langen Weg zu einem Panorthodoxen Konzil (2016 in Kreta) offenkundig. Die innerorthodoxe Ökumene ist seit einigen Jahrzehnten auf den Ökumenischen Rat der Kirchen und die katholische Kirche ausgedehnt.

Über zwei Millionen Gläubige gehören in Deutschland einer der Kirchen des Ostens an. Oeldemanns Einführung hilft zu differenzieren und zu verstehen.

Joachim Schmiedl

Clemens Sedmak
„Die Würde des Menschen ist unantastbar“
Zur Anwendung der Katholischen Soziallehre

Regensburg: Friedrich Pustet Verlag. 2017

296 Seiten

29,95 €

ISBN 978-3-7917-2774-5



Als Ziel des Buches nennt der österreichische Theologe Clemens Sedmak, der sowohl für Philosophie als auch für Fundamentaltheologie habilitiert wurde und inzwischen am King's College in London lehrt, die Sondierung von Anwendungs- und Umsetzungsproblemen der Katholischen Soziallehre. Er beginnt seine Ausführungen ganz grundlegend mit dem Prinzip der Menschenwürde und macht dabei die These stark, dass weniger stichhaltige Argumente als vielmehr eine exemplarische „tiefe Praxis“ der Menschenwürde entscheidend sei, weil sie unter erschwerten, besonders herausfordernden Bedingungen den persönlichen Einsatz deutlich mache, der Menschen motiviere und dadurch andere beeindruckt. Daran anschließend weist er der Soziallehre einen „therapeutischen Status“ zu, weil es ihr gelingen könne, „Sozialpathologien“ zu heilen. Das ist möglich, weil die Soziallehre nicht einfach eine weitere Sozialtheorie darstelle, sondern wegen ihrer theologischen Verankerung eine vertiefende Fundierung mitbringe. Auffällig ist dabei, dass der Autor meist ohne weitere Differenzierung von „Soziallehre“ spricht, ohne dass deren historische Entwicklung, ihre innere Widersprüchlichkeit oder die Pluralität sozialethischer Ansätze in den Blick kämen.

Um die Sozialprinzipien für die Anwendung und Umsetzung fruchtbar zu machen, versucht es der Autor mit dem „Portraitieren“ von Prinzipien, worunter er eine persönliche, durch Lebenserfahrungen und exemplarische Praxis unterstützte, dichtere und anwendungsorientiertere Beschreibung versteht, wie sie sich unter anderem in persönlicher Aneignung der Prinzipien und einer Umsetzung in „Selbstexperimenten“ zeigen kann. Durch „rohes Denken“ ohne übertriebene Systematisierungsansprüche, aber in direkter Bezugnahme auf konkrete Problemlagen könne viel besser aufgezeigt werden, worum es der Soziallehre letztlich gehe. Auf diese Weise wird die Soziallehre letztlich als „Spiritualität“ zu verstehen und fruchtbar zu machen versucht.

Das Buch beinhaltet eine Fülle durchaus wichtiger Anregungen. Interessant sind die vielen Hinweise auf englischsprachige Literatur zum Thema. Es bleiben jedoch sehr viele Fragen offen. Gerade im Blick auf Anwendung und Umsetzung hätte ich mir viel mehr Ausführungen zur Notwendigkeit genauer sozial- und wirtschaftswissenschaftlicher Analysen in interdisziplinärer Zusammenarbeit erwartet, unter anderem, um deutlich zu machen, dass individuelle, persönliche Perspektiven (und auch die damit verbundene Spiritualität) sicherlich nicht ausreichen, um die besonderen Probleme spätmoderner Gesellschaften zu verstehen, und um zu vermeiden, allzu schnell für gangbar gehaltene Lösungen umzusetzen, ohne auf kontraintuitive Folgeprobleme zu achten. Beispielsweise werden beim Thema „gerechter Lohn“ Fragen der Wirkungen von Mindestlöhnen oder höherer Löhne auf den Arbeitsmarkt überhaupt nicht thematisiert, obwohl solche Nebeneffekte gerade für Geringqualifizierte sehr nachteilig sein können. Es reicht eben nicht, nur „Mikrotheorien“ zu entwickeln, so wertvoll diese auch sein mögen. Sozialethik als Institutionen- und Strukturenethik, wie sie gerade im deutschsprachigen Raum intensiv betrieben wird, kommt hier eindeutig zu kurz. Es fällt auf, dass der Autor nur sehr wenig auf die aktuellen, im Fach Sozialethik geführten Diskurse Bezug nimmt, selbst wenn dies im Blick auf die behandelten Einzelthemen sehr wohl nahegelegen hätte. „Anwendung“ und „Umsetzung“ haben für den Autor offenbar vor allem mit Fragen der persönlichen Motivation zu tun, weniger mit dem Problem, in einer funktional ausdifferenzierten Gesellschaft die sozialethischen Forderungen jeweils in den Eigendynamiken der verschiedenen Subsysteme implementieren zu müssen.

Offensichtlich ist das Buch aus verschiedenen, ursprünglich selbständigen Textteilen zusammengestellt worden. Einzelne Doppelungen von Passagen oder Ausführungen in Fußnoten sind dabei nicht vermieden worden. Manche Textteile, z.B. die eigentlich sehr interessanten Passagen über das Betteln im öffentlichen Raum, brechen ziemlich unvermittelt ab, ohne dass man erfahren würde, wie man denn jetzt selbst konkret im Alltag auf bettelnde Menschen reagieren sollte oder wie durch sozialstaatliche Maßnahmen Obdachlosen wirklich besser geholfen werden könnte. Für manche Leserinnen und Leser dürfte es abschreckend sein, dass Zitate aus englischen Publikationen immer, häufig aber auch aus spanischen oder lateinischen Texten ohne Übersetzung in der Originalsprache wiedergegeben werden, obwohl solche Übersetzungen, wie im Falle von Konzilsdokumenten oder Sozialenzykliken, leicht verfügbar gewesen wären.

Das Buch kann zeigen, wie wichtig die Motivation zu einem Handeln im Sinne der Soziallehre ist und wie sehr diese zur Spiritualität eines Christenmenschen gehören muss. Konkrete Lösungsvorschläge für die bedrängenden Gerechtigkeitsprobleme gegenwärtiger spätmoderner Gesellschaften bietet es jedoch kaum.

Gerhard Kruij

Andreas Wollbold

Predigen

Grundlagen und praktische Anleitung

Regensburg: Friederich Pustet Verlag, 2017

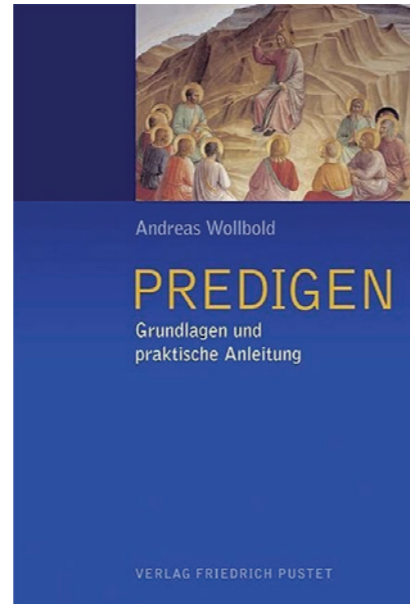
408 Seiten

29,95 €

ISBN 978-3-7917-2890-2

Andreas Wollbold, Professor für Pastoraltheologie an der Universität München, ist überzeugt: Eine (gute) Predigt ist eine „Überlebensfrage der Kirche“ (11). Aber wie geht das? Sein Buch ist ökumenisch ausgerichtet und setzt sich kritisch mit den Einsichten evangelischer Predigtlehrer auseinander. Es nimmt den reichen „Erfahrungsschatz“ der (vor-) christlichen Rhetorik in den Blick. Und es bietet eine Mischung aus Denkanstößen und Handlungsimpulsen nach dem Motto „so viel Theorie wie nötig und so viel Praxisnähe wie möglich“ (12).

Aktuelle Umfragen zeigen: Die Predigt hat einen hohen Stellenwert – für die Verkündigung der Kirche wie für die Gläubigen. Sie will wirken und ist doch oft wirkungslos. Das hat kulturelle Gründe, ist aber auch bedingt durch das Unvermögen des Predigers (26-33). Er muss über rhetorische und über moralische Qualitäten verfügen: Er soll ein „sittlich guter Mensch“ sein, wie Cato d. Ä. es schon im 2. Jh. v. Chr. gefordert hatte (34-42). Der Verfasser entfaltet anhand der Person des Mose die zu allen Zeiten gegebene Spannung zwischen Anspruch und Wirklichkeit: Das Wort Gottes begegnet in menschlicher Wortgestalt. Aus dieser Differenz ergeben sich Chancen wie Risiken (43-55).



Der Verfasser bietet im zweiten Teil eine ausführliche Übersicht über die Grundzüge der klassischen und christlichen Rhetorik (79-111). Er macht deutlich, dass das Verhältnis von Rhetorik und Theologie nicht frei von Spannungen ist und der Benutzung der Rhetorik durch die Homiletik widersprochen wurde: aus rhetorischen (Manipulationsverdacht), theologischen (Dialektische Theologie) und pastoralen (heutige Kommunikationsgesellschaft) Gründen. Wollbold ist dennoch überzeugt: Beide Größen haben sich bis zum heutigen Tag immer wieder gegenseitig befruchtet (112-131).

Der dritte Teil widmet sich den verschiedenen Formen der Predigt. Die erste (und älteste) Form ist die klassische Homilie; sie geht Vers für Vers dem Schrifttext nach und fügt daran Erläuterungen und Transfers in das Leben der Gläubigen. Eine andere Form ist die thematische Predigt; sie versucht einen systematischen Zugriff auf Themen und Leitideen aus Schrift, Liturgie oder heutigen Fragen. Und es gibt die Predigt zu einem besonderen Anlass. Elf ausgewählte Situationen werden auf ihre jeweiligen Herausforderungen und Möglichkeiten hin bedacht (151-175).

Der vierte Abschnitt leitet zur Predigtpraxis über. Eine Predigt ist ein Kommunikationsvorgang, der sich zwischen drei Größen abspielt, dem Prediger, dem Hörer und dem Schrifttext (213-234). Wollbold arbeitet in Anlehnung an bekannte Sprachtheoretiker wie Bühler, Schulz von Thun, Austin und Searle heraus: Kommunikation spielt sich nicht nur auf der Sach-, sondern auch auf der Beziehungsebene ab und entfaltet das u.a. an den vier Hauptfunktionen jeder Rede: der Selbstdarstellung (Was sagt jemand über sich selbst?), dem Appell (Was wünscht jemand vom anderen?), der Information (Worüber spricht jemand?) und dem Kontrakt (Wie verhält er sich zu anderen?).

Die letzten fünf Kapitel widmen sich den verschiedenen Schritten der Predigtarbeit. Sie orientieren sich an der klassischen Rhetorik und bringen moderne Einsichten der Kreativitätspsychologie und zeitgenössischen Predigttheorie ein. Der erste Schritt ist die *Inventio*, das Finden der Gedanken. Diese werden in einem zweiten Schritt, in der *Dispositio*, geordnet. Der dritte Schritt, die *Elocutio*, beschäftigt sich mit dem sprachlichen Ausdruck der Gedanken. Die *Memoria* will helfen, die Gedanken zu verinnerlichen. Die *Actio* schließlich betrifft die Vorbereitung und das Halten der Predigt (263-340).

Der Verfasser hatte bereits in dem 2004 erschienenen „Handbuch der Gemeindepastoral“ seine Gedanken zur Homiletik formuliert, jedoch nicht in der Breite und Vielschichtigkeit, die er in der vorliegenden Publikation an den Tag legt. Er wendet sich primär an Prediger und solche, die es werden wollen. Er regt sie zu kritischer Selbstreflexion an und macht ihnen Mut, die eigene Fach- und Sachkompetenz zu pflegen und zu erweitern. Er vertieft darum seine Ausführungen durch zahlreiche Zitate aus der theologischen und profanen Literatur sowie durch Übungen, die immer wieder zum „learning by doing“ einladen. Er schreibt aber auch für Predigthörer und vergleicht das Predigt- mit dem Musik-Hören: Man hört mehr, wenn man Bescheid weiß (12).

Andreas Wollbold zeigt mit seinem Buch auf eindringliche Weise, dass eine (gute) Predigt gerade in Zeiten gestörter Glaubensweitergabe eine „Überlebensfrage der Kirche“ ist. Dem Buch sind wie jeder guten Predigt viele aufmerksame Rezipienten zu wünschen!

Peter Seul

Meisterwerke
christlicher

Kunst

Licht –

Mitte –

Raum

Christus-Trilogie

Leipziger Schule

Lob der Hand

Literatur auf Gottes Spuren

Zeichen und Wunder

Kunst / Literatur

Juli Gudehus

Genesis

Die biblische Schöpfungsgeschichte in Zeichen und Wundern

Ostfildern: Patmos Verlag, 2017

Ohne Paginierung

12,00 €

ISBN 978-3-8436-0963-0

Wir leben in einer Welt voller Piktogramme, Symbole und Zeichen: Kein Produkt ohne Logo, keine Bedienungsanleitung ohne Icons, keine Handynachricht ohne ein Emoji. Man soll schnell visuell begreifen können, worum es geht, wie es funktioniert oder wie wir uns fühlen.

Dieser Ist-Zustand der Menschheit hat die Gestalterin Juli Gudehus schon 1992 zum ersten Mal dazu veranlasst, die biblische Schöpfungsgeschichte allein mit Symbolen, Zeichen und Icons zu illustrieren, die weltweit genutzt werden. Was für eine verrückte und gleichzeitig geniale Idee! 25 Jahre später, also 2017, überarbeitete die „Spezialistin für das Besondere“ ihr Werk nach der aktuellen Übersetzung der Bibel mit vielen neuen Symbolen.

Der Aufbau des Buches ist schnell zu verstehen: Auf der linken Seite liest man den Text der Schöpfungsgeschichte, auf der rechten Seite findet man die jeweilige Textzeile umgesetzt in Zeichen. Bei genauerer Ansicht fallen dem Betrachter sehr bekannte Logos ins Auge, die Juli Gudehus mit weniger bekannten Symbolen kombiniert. Durch die Einfärbung aller Logos in Schwarz entsteht ein sehr guter Zusammenhalt aller verwendeten Zeichen.

Ein paar Beispiele: In der Zeile „Und Gott schuf alles Getier, davon das Wasser wimmelt, ein jedes nach seiner Art“ setzt die Gestalterin unter anderem die Shell-Muschel, das Lacoste-Krokodil, den Erdal-Frosch und das Nordsee-Logo ein, um den Text zu veranschaulichen. Bei dem Satz: „Und Gott sah, dass es gut war“ kommt immer wieder das allseits beliebte Daumenhoch-Icon zum Einsatz. Schön auch das Apple-Logo, das am Ende der Zeile „...Früchte tragen“ seinen Platz findet und den Betrachter zum



Schmuzzeln bringt. Interessant wäre am Schluss eine Legende, damit die Zeichen, die nicht ohne weiteres geläufig sind, ihre Herkunft verraten.

Jule Gudehus hat es geschafft, durch ihre „Übersetzung“ der Schöpfungsgeschichte eine intensivere Beschäftigung mit einem der wichtigsten Texte der Bibel zu ermöglichen. Sicherlich ist es ein interessantes Buch für den Religions- und Kunstunterricht in der oberen Primarstufe und der Sekundarstufe I, denn die Schüler werden mit der alltäglichen Nutzung von Piktogrammen in digitalen Medien groß. Eine interessante Hausaufgabe wäre dann, die Schüler selbst eine Bibelzeile eines anderen Textes in Zeichen und Logos transformieren zu lassen.

Fazit: Dieses außergewöhnliche Buch ist natürlich für Gestalter besonders interessant, aber auch für Menschen aller Altersstufen, die sich bewusst sind, dass wir in einer Welt voller Abkürzungen und Zeichen leben und dies gerne einmal hinterfragen. Durchaus empfehlenswert!

Cornelia Steinfeld

Wolfgang Vogl

Meisterwerke der christlichen Kunst zu den Schriftlesungen der Sonntage und Hochfeste Lesejahr B

Regensburg: Friedrich Pustet Verlag. 2017

606 Seiten m. farb. Abb.

35,00 €

ISBN 978-3-7917-2912-1

In der gleichen Aufmachung wie zum Lesejahr A legt Wolfgang Vogl auch zum Lesejahr B ein Werk vor, das Bild- und Schriftbetrachtung so zusammenführt, dass dem Leser ein exegetisch versiertes und kunstgeschichtlich inspiriertes Kompendium christlichen Glaubens an die Hand gegeben wird. Zeit- und Kunstgeschichte, biblische Exegese, Dogmatik und Philosophie werden erzählerisch so ineinander verschränkt, dass jeder Bereich seine Eigenständigkeit bewahrt und Bezüge enthüllt werden. Das Bild behauptet sich als Kunstwerk und wird nicht einseitig als bloße Illustration des biblischen Textes missdeutet. Die biblischen Motive erhalten durch ihre künstlerischen Verarbeitungen einen Sitz im Leben ihrer Zeit. Die Aufgabe des Lesers, sie für seine Zeit aufzuschlüsseln, überlässt der Autor klug dem Lesenden und Betrachtenden selbst und hebt sich so wohltuend gegen die Fülle plumper Erbauungsliteratur ab.

In seiner Einleitung verweist Vogl als Motivation zu diesem Projekt auch auf Navid Kermanis „Ungläubiges Staunen“ und zitiert die Aussage eines ehemals muslimischen Katholiken zum Verkündigungscharakter christlicher Kunst und ihrer Bedeutung für die Menschen heute. Das schlägt assoziativ eine Brücke in das 8. und 9. Jahrhundert, als oströmische Kaiser unter dem Einfluss des bildlosen Islams Ikonen als Einfallstor magischen Aberglaubens und Ausdruck unerträglicher Erniedrigung Gottes unter die Materie bekämpften und zerstörten. Aus dieser Perspektive stellt sich für Katholiken im Europa des 21. Jahrhundert, das in der Tradition der Aufklärung steht und von protestantischer Säkularität geprägt ist, die Frage, ob sie dazu neigen, Religion in Ethik aufzuheben, und deshalb ein distanziertes Verhältnis und eine kritische Haltung zu Riten, Kult, und Bild haben oder ob sie durch Muslime, Anders- und



Nichtglaubende und deren Blick auf das Christentum lernen werden, wieder bilderfreundlich zu werden, weil Gott von sich in Jesus Christus ein Bild gegeben hat. In einer entmythologisierten Welt mit einem technischen Blick auf Natur und Leben – verbunden mit einem deterministischen Menschenbild unter dem Postulat des Todes Gottes –, suchen Menschen außerhalb des Christlichen über eine Bild-Theologie den Dialog mit Katholiken, die ihre Bildwelten schon abgeschrieben haben, ihren Gott kaum mehr als Handelnden verorten können und ihrer Zeit nicht mehr ansehen, dass sie ein Moment der Heilsgeschichte bildet. Wenn in dieser Diagnose ein Körnchen Wahrheit steckte, stände der Katholik in der Gefahr, gerade dort abwesend zu sein, wo ein Gespräch mit Glaubensentwöhnten sich entspinnen könnte, eines über die Welt seiner Glaubensbilder.

Stefan Scholz

Eduard Beaucamp

**Im Spiegel der Geschichte
Die Leipziger Schule der Malerei**

Herausgegeben von Matthias Bormuth, Richard Hüttel und Michael Triegel

Göttingen: Wallstein Verlag. 2017

240 Seiten

18,90 €

ISBN 978-3-8353-1720-8

„Mir gingen wirklich die Augen auf“ (56) – so Eduard Beaucamp im Rückblick auf seinen Besuch der Leipziger Kunstbezirksausstellung im Frühjahr 1972. Zu sehen bekam der Kunstkritiker, der seit 1966 über vierzig Jahre für die FAZ schrieb, die Maler und Grafiker Werner Tübke, Bernhard Heisig und Wolfgang Matheuer, die an der Hochschule für Grafik und Buchkunst Leipzig als Professoren wirkten. Dieses Trio (und deren Schüler) bezeichnet Beaucamp fortan, den schon eingeführten Terminus aufnehmend, als „Leipziger Schule“. Prominente Vertreter der nächsten Generation sind Arno Rink (1940-2017), Volker Stelzmann (geb. 1940), Sighard Gille (geb. 1941) und Ulrich Hachulla (geb. 1943), die bekanntesten Repräsentanten der „Enkel“-Generation Neo Rauch (geb. 1960) und Michael Triegel (geb. 1968). Was ist diesen doch ziemlich unterschiedlichen Malern gemeinsam?

„Leipziger Schule“ meint eine „offene Konstellation von Individualisten“ mit „Sinn für das Handwerkliche“ (Matthias Bormuth). Die in den 1960er Jahren erfolgende Abkehr vom verordneten „sozialistischen Realismus“ der DDR geht einher mit einer Betrachtung der Gegenwart – so der treffende Buchtitel – „Im Spiegel der Geschichte“. Dabei kommt Geschichte durch den malerischen Bezug auf die jüngere und ältere Kunstgeschichte, die Vorliebe für eine gegenständliche Malerei und die Wertschätzung der alten Meister ins Spiel. In thematischer Hinsicht geht es um die menschliche Figur und die *conditio humana*, die im Rückgriff auf den antiken Mythos und die christliche Ikonografie gestaltet werden. Bei Tübke und Heisig kommen die eigenen lebensprägenden Kriegserfahrungen hinzu.



Das anlässlich seines 80. Geburtstages erschienene Buch würdigt im ersten Teil (13-69) Beaucamp als Meister des Essays mit „einem präzisen Sinn für die Besonderheit des jeweiligen Malers“ (Richard Hüttel). Besonders lesenswert ist das ausführliche Gespräch mit Matthias Bormuth, in dem der Kritiker über seinen Werdegang spricht und das einen gebildeten wie unabhängigen Geist offenbart. Der umfangreiche zweite Teil (71-165) besteht aus Beiträgen zu Tübke, Heisig, Matheuer, Rauch und Triegel und entfaltet eine „Charakterologie der Leipziger Künstler“ (25). Im dritten Teil schlägt Beaucamp einen weiten gedanklichen Bogen und reflektiert „über deutsch-deutsche Verhältnisse“ (167-211). Als Erbe zweier deutscher „Kunstmentalitäten“ (171) haben die Bundesrepublik unter dem Einfluss der USA und die DDR unter dem der Sowjetunion auch in der Kunst unterschiedliche Wege beschritten. Vereinfacht gesagt hat Westdeutschland den Anschluss an die „Weltsprache der Abstraktion“ (171, 189) gesucht,

während Ostdeutschland an die realistische und gegenständliche Tradition angeknüpft hat. Nach dem Ende der DDR haben Westkünstler ihren östlichen Konkurrenten vorgeworfen, „Staatskünstler“ gewesen zu sein. Gegen dieses Verdikt macht Beaucamp die künstlerischen Entwicklungen der Leipziger Schule geltend. So lässt sich seit den 1960er Jahren eine Erweiterung der Bildsprache um Allegorie und Metapher beobachten, was die malerischen Möglichkeiten um die Darstellung von Zweideutigkeiten und Ambivalenzen erweitert hat. Bekanntlich wurden in der DDR Künstler solide ausgebildet, um ihren Beitrag zum Aufbau des Staates leisten zu können. An den Leipziger Tübke, Heisig und Mattheuer lässt sich das Paradox der DDR-Kunst verdeutlichen, dass ihre bekanntesten Repräsentanten mit vielen ihrer Werke der verordneten (Fortschritts-) Ideologie widersprachen und geradezu Gegenbilder schufen (154) – und dies, so Beaucamp, wegen ihrer „psychoästhetische[n] Verfassungen“ (59).

Dies gilt in besonderer Weise für das Werk des Zeichners, Malers und Grafikers Werner Tübke (1929-2004), das sich aus der Gegenwartskunst nach Auffassung Beaucamps durch eine geradezu „magische Meisterschaft der Malerei“ und eine „beispiellose Extravaganz“ (95) abhebt. Als 16-Jähriger erlebte Tübke Willkür und Folter; kein Wunder, dass Leid und Passion zu seinen Leitmotiven werden und im Rückgriff auf die christliche Ikonografie und das künstlerische Vorbild des Manierismus eine unverwechselbare künstlerische Gestalt gewinnen. Den Dissens zum Fortschrittsglauben des DDR-Staates veranschaulicht der bedeutendste Auftrag des „Staatskünstlers“, das Panoramabild „Frühbürgerliche Revolution in Deutschland“ (1983-1987). Das 1.800 m² große, von über 3.000 Einzelfiguren bevölkerte Gemälde hat durchaus die Niederlage des von Thomas Müntzer angeführten Bauernheers bei Bad Frankenhausen zum Thema; aber es inszeniert Geschichte als ein surreales Panoptikum menschlicher Verirrungen und steht für ein fatalistisches, apokalyptisch aufgeladenes Geschichtsverständnis. Tübke, dem Ich-Verlust und Gottes-Ferne zu schaffen machte, gab 1973 das Bonmot zum Besten: „Es bleibt alles so, wie es niemals war.“ Nicht zufällig ist sein letztes Auftragswerk ein 1997 eingeweihter Flügelaltar in Clausthal-Zellerfeld.

Bernhard Heisig (1925-2011) thematisiert seine traumatischen Erlebnisse als junger Soldat in einer SS-Panzerdivision im Anschluss an seine Vorbilder Kokoschka und Beckmann in großen Historienbildern. Die Menschen sind Täter und Opfer zugleich und lernen nichts aus den Gewaltexzessen der Geschichte. Ein solcher Geschichtspessimismus widerspricht dem Selbstverständnis der DDR. In seinen Bildern greift Heisig immer wieder antike und biblische Stoffe auf wie beispielsweise Ikarus oder Turmbau zu Babel.

Den Grafiker und Maler Wolfgang Mattheuer (1927-2004) charakterisiert Beaucamp als einen skeptischen und pessimistischen Moralisten, der im Rückgriff auf antike und biblische Mythen die gesellschaftliche Wirklichkeit kritisch spiegelt. Bilder wie „Kain“ (1965) oder der vielfach variierte „Jahrhundertschritt“ sind noch heute anregende Bildfindungen.

Und damit sind wir auf ein weiteres, im Buch nicht eigens thematisiertes Paradox gestoßen: In der atheistisch gesinnten DDR haben Künstler in stärkerem Maße von biblischen Motiven bzw. der christlichen Ikonografie Gebrauch gemacht, als dies im Westen der Fall war.

Das Buch, das ja zum größten Teil aus bereits veröffentlichten Artikeln Beaucamps besteht, enthält erstaunlich wenige Wiederholungen. In sechs Essays, die Ausdruck einer besonderen Wertschätzung sind, gibt der Kunstkritiker eine ausgezeichnete erste Einführung in das umfangreiche Werk Tübkes. Im Anhang sind erfreulicherweise Bilder der fünf vorgestellten Maler abgedruckt, aber leider ohne genaueren Bezug auf die Texte. Der Untertitel signalisiert den Fokus auf die Leipziger Schule; dennoch ist es bedauerlich, dass oppositionelle Gruppen wie Clara Mosch (1977-1982) aus Chemnitz – mit so ausgezeichneten Künstlern wie dem verstorbenen Sprach-Bilder-Philosophen Carlfriedrich Claus oder den nach wie vor aktiven Michael Morgner oder Thomas Ranft, die beide in Leipzig studiert haben – keinerlei Erwähnung finden. Beaucamps Essays leisten einen wertvollen Beitrag zum Verständnis der bildenden Kunst in der DDR und machen klar: Das Potenzial figurlicher Malerei ist noch längst nicht ausgeschöpft!

Thomas Menges

Antonia Gottwald / Holger Zaborowski (Hg.)

Licht – Mitte – Raum

**Die Arbeiten des Bildhauers Hans Kock
im Greifswalder Dom 1982-1989**

Regensburg: Schnell und Steiner Verlag. 2017

184 Seiten m. s-w und farb. Abb.

24,95 €

ISBN 978-3-7954-3265-2

Erstmalig wird in dem sorgfältig edierten und umfangreichen Band mit dem programmatischen Titel „Licht – Mitte – Raum“ das Werk des Bildhauers Hans Kock am Beispiel seiner künstlerischen Neugestaltung des Greifswalder Doms gewürdigt und der Öffentlichkeit vorgestellt. Die Herausgeber Antonia Gottwald, engste Mitarbeiterin von Hans Kock in seinen letzten Lebensjahren, und der Philosoph Holger Zaborowski laden mit ihrem Buch den Leser dazu ein, Kock als einen der wichtigsten christlichen Künstler des 20. Jahrhunderts zu entdecken, der in seinem vielfältigen Werk einen ganz eigenständigen Zugang zum christlichen Glauben gefunden hat.

Neben vielen Fotos von Kocks Arbeiten aus dem Greifswalder Dom treten weitere Abbildungen von zahlreichen Skulpturen und Kunstwerken des Bildhauers im öffentlichen Raum, vornehmlich aus dem Norden Deutschlands. „Licht – Mitte – Raum“ ist zugleich ein Tagungsband, der Beiträge einer wissenschaftlichen Tagung vom Mai 2016 versammelt, die das in Greifswald ansässige Alfried Krupp Wissenschaftskolleg anlässlich des 10. Todestags von Kock durchgeführt hatte. Unter den Beiträgen finden sich auch zwei posthum veröffentlichte Texte des 2007 auf Gut Seekamp in Kiel-Schilksee verstorbenen Künstlers.



Im Zentrum des Greifswalder Doms und seiner Neugestaltung steht der Gekreuzigte, eines der wichtigsten Werke des Bildhauers. Zaborowski umkreist in seinem Beitrag „Wer Kunst sagt, spricht vom Menschen“ die Darstellung des Gekreuzigten als Höhepunkt der Neugestaltung des Doms, zu dessen feierlicher Wiedereröffnung am 9. Juni 1989, also unmittelbar vor der Maueröffnung, der Staatsratsvorsitzende der DDR Erich Honecker zum ersten und letzten Mal einen Gottesdienst besucht hatte. Zuvor, so wird glaubhaft berichtet, hätten die sozialistischen Arbeiter beim Aufstellen des Kreuzes vor Ergriffenheit und Rührung Tränen in den Augen gehabt. Das Auferstehungskreuz von Kock mag somit für das Leid, aber auch für die Hoffnung einer Stadt stehen, von der der Schriftsteller Wolfgang Koeppen während seines Besuchs in den 1980er Jahren gesagt hatte, dass diese Stadt von der DDR-Führung aufgegeben worden sei.

Kock, so Zaborowski, deutet den Gekreuzigten als Bild eines barmherzigen Gottes, der bei den Menschen ist. Es ist ein Karfreitagsbild, das das Dazwischen ins Zentrum rückt: zwischen der Not und Verlorenheit des Karfreitags und der Hoffnung und Auferstehung am Ostersonntag. Diese Spannung arbeitet Kock mit den Mitteln des 20. Jahrhunderts aus und gibt so in eindrücklicher Weise eine Antwort auf die Frage des heutigen Menschen, wer Christus für uns noch ist und sein kann.

Antonia Gottwald sieht in der Versöhnung ein Leitmotiv des Kock'schen Kunstverständnisses, das bei seiner Gestaltung des Greifswalder Doms leitend war. Er wollte nicht einfach etwas Neues, ihm lag es an der Versöhnung der unterschiedlichen Stilsprachen des Doms. Hierdurch ist eine eher selten zu erlebende produktive Spannung der Stile entstanden. „Der Stoff der Versöhnung ist der Streit“, lautet ein zentraler Leitsatz Kocks, der die Auseinandersetzung, den Widerpart als Kreativraum begreift, der Versöhnung überhaupt erst möglich macht. Dabei arbeitete Kock in Gegensätzen, die er in eine spannungsvolle Harmonie überführen wollte. Sein zentrales Anliegen war es, dass seine Kunstwerke auf den Betrachter ausstrahlen, sodass der Betrachende in der Begegnung mit dem Formereignis eine Erfahrung spannungsvoller Harmonie erlebt.

Verschiedene Aufsätze stellen uns Kock nicht allein als eindrucksvolle Künstlerpersönlichkeit vor, sondern auch als Denker und Kunsttheoretiker, der immer prägnante Formulierungen für sein bildhauerisches Schaffen gefunden hat. „Versöhnung“ war ein solcher Begriff, der ihm als Teil der Kriegsgeneration besonders wichtig war und den er als Wirklichkeit durch seine Kunst in die Welt bringen wollte. Seine Kunst verstand er dabei nicht re-aktiv oder tagespolitisch aktionistisch, sondern Kunst war für Kock dann politisch wirksam, wenn sie Kunst ist. Diese Haltung hat ihn davor bewahrt, dem gesellschaftlichen Trend der Nachkriegsjahre blind zu folgen und Figurales und Gegenständliches aus der Kunst zu verabschieden. Trotzdem hat er sich des abstrakten Ausdrucks bedient, da für ihn jede Kunst abstrakt ist, wenn sie Kunst ist.

Der Band ist eine Hommage an einen Künstler, dem es im Greifswalder Dom auf kongeniale Weise gelungen ist, einen vorgefunden romantisierten Gottesdienstraum in ein liturgisches Raumereignis zu verwandeln, das die Versöhnung in der Geschichte und das Erbarmen Gottes mit seiner Schöpfung künstlerisch ins Zentrum stellt.

Martin W. Ramb

Patrick Roth

Die Christus Trilogie
Kommentierte Ausgabe

Hrsg. und kommentiert von Michaela Kopp-Marx

Göttingen: Wallstein Verlag, 2017

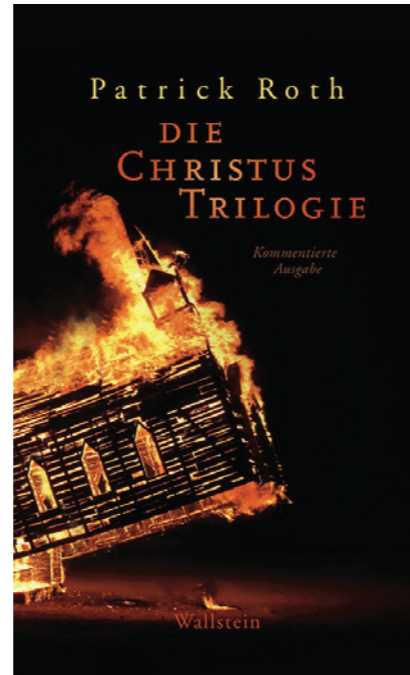
472 Seiten

29,90 €

ISBN: 978-3-8353-3065-8

Als in den 1990er Jahren drei erzählende Bücher über Christus erschienen, geschrieben von einem deutschen Autor in Los Angeles, da wusste die Literaturkritik nichts Rechtes damit anzufangen. Von „Bibelkrimis“ war die Rede und von „Überwältigungsprosa“, gar von „inbrünstigen Heilsgeschichtenerzählungen“. Seit der „religiös musikalischen“ Wende um 2001 ist das anders. Patrick Roths Christus Trilogie, bestehend aus den Bänden „Riverside“ (1991), „Johnny Shines oder Die Wiedererweckung der Toten“ (1993) und „Corpus Christi“ (1996), ist ein Masterplan für den „Botschaftsverkehr zwischen Oben und Unten“ (Sibylle Lewitscharoff), der sich intensiver als zuvor in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur abspielt. Nun ist die Trilogie erstmals in einem Band gebündelt, versehen mit einem ebenso hellen wie hilfreichen Kommentar der Heidelberger Germanistin Michaela Kopp-Marx, die als wohl beste Kennerin der Werke von Patrick Roth gelten darf.

Die kommentierte Sonderausgabe hat eine Vorgeschichte. Im Herbst 2004 hielt Patrick Roth Poetik-Vorlesungen an der Heidelberger Universität. In Ergänzung zu den Frankfurter Vorlesungen zwei Jahre zuvor, die sich mit dem Finden eines Stoffes befassten, sprach er damals über die Entwicklung und Formung des Stoffes. Im Frühjahr darauf, 2005, sprach Michaela Kopp-Marx, gemeinsam mit dem Münsteraner Theologen Reinhold Zwick, mit dem Autor über die „Christus-Trilogie“, über ihre Quellen und Kontexte, ihre Symbolik und Dramaturgie. Die Ergebnisse des Gesprächs wurden 2013 ausführlich in einem 370 Seiten umfassenden „Commentary Track“ veröffentlicht. Nun sind sie im Anhang der Sonderausgabe, überarbeitet und konzentriert auf etwa 160 engbedruckten Seiten, enthalten.

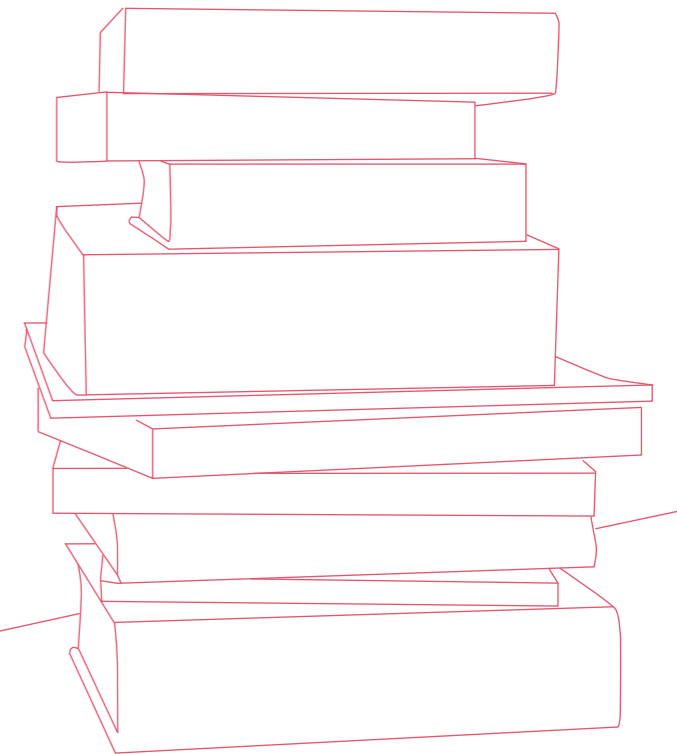


Es sind Daten, die mindestens einen doppelten Vorteil bei der Beschäftigung mit diesem Zentralgestirn der religiös geprägten Gegenwartsliteratur bieten. Zum einen bauen sie mit den Entschlüsselungen von biblischen Namen, Orten und Erzählungen, inklusive der Apokryphen und der Gnosis, eine Verständnisbrücke, die in einer Zeit, da es mehr ADAC-Mitglieder als Bibelleser gibt, nicht so unwichtig ist. Der Stellenkommentar ist wohl tuend knapp gehalten, verständlich und stets auf eine Vertiefung der Textkenntnis ausgerichtet. Zum anderen ermöglicht dies einen Einblick in die poetologischen Grundsätze von Patrick Roths Schreiben und in die sprachlichen, ästhetischen und religionsgeschichtlichen Eigentümlichkeiten seiner Christus-Rezeption. So wird am Beispiel des leicht überflogenen Wortes „Zeitenbrunnen“ (aus „Riverside“) deutlich, wie reichhaltig der Dichter aus seinen Quellen schöpft: aus der Bibel (Joh 4,14f.), aus der Literatur (Thomas Manns Joseph-Romane), aus dem Film (Andrej Tarkowskij's Weltkriegsfilm „Iwans Kindheit“, 1962) und aus der Tiefenpsychologie (C.G. Jungs Frage nach unserer Verbindung mit spirituellen Quellen).

Mit diesem vorbildlichen Kommentar lohnt die „Christus Trilogie“ (1991-1996) eine neue Lektüre. Sie erzählt von den Geheimnissen des Glaubens, Heilung, Totenerweckung und Auferstehung, von dem „Drama der Wandlung“ von Gott und Mensch, von Jenseits und Diesseits, von Heilsgeschichte und Weltzeit, von „Emmaus-Blindheit und Magdalenen-Momenten“ (Joachim Hake) als notwendigen Passagen auf dem Weg zu einer Erfahrung des Numinosen, in dem sich auch der Sinn des Schreibens erschließt.

Genehmigte Übernahme aus: Stimmen der Zeit 12/2017, 858f.

Michael Braun



Jan-Heiner Tück / Tobias Mayer (Hg.)

Nah – und schwer zu fassen

Im Zwischenraum von Literatur und Religion

Poetikdozentur Literatur und Religion Bd.1

Freiburg: Herder Verlag. 2017

200 Seiten

18,00 €

ISBN 978-3-451-37886-7

Der Wiener Germanist und Theologieprofessor Jan-Heiner Tück hat im Jahre 2016 nach dem Vorbild anderer Poetikdozenturen eine spezifische Poetikdozentur ins Leben gerufen, die sich dem Verhältnis von „Literatur und Religion“ widmen soll. Im Rahmen der Poetik, der Lehre vom Schreiben, geht es den Herausgebern vor allem darum, Einblicke in die Werkstatt von einzelnen Autorinnen und Autoren zu erhalten. Denn Poetikdozenturen sind der Ort, an dem Schriftsteller in ein reflexives Verhältnis zu ihrem Schreiben treten. Der Dichter wird zum Dozenten, um einem interessierten Publikum darzulegen, was ihn zum Schreiben anstachelt, welche Motive ihn bestimmen, welche Quellen und biographischen Erfahrungen in seine Texte einfließen, welchen Traditionslinien er folgt und wie er sich selbst im Panorama der Gegenwartsliteratur verortet.

Mit solchen Überlegungen rechtfertigt Jan-Heiner Tück in einem Eingangssessay sein Vorhaben: Er möchte zeitgenössischen Schriftstellerinnen und Schriftstellern ein Forum geben, darüber zu sprechen, in welcher Weise Religion für ihr Schreiben bedeutsam geworden ist. Dabei ist er sich bewusst, dass der Brückenschlag zwischen Theologie und Literatur kein einfacher ist. Denn bis in die frühe Neuzeit und darüber hinaus bis zur Abschaffung des Index librorum prohibitorum im Zuge des Zweiten Vatikanums traten Kirche und Theologie allzu oft als Lehr – und Zuchtmeister der Literatur auf, Vormünder, denen sich die Literatur vor allem seit der Aufklärung in Trotz und Polemik entzog.



Dennoch lassen sich aus heutiger Sicht Konvergenzen aufzeigen. Beide, Religion und Literatur, werfen anthropologische Fragen mit Tiefendimension auf, indem sie Themen wie Liebe, Trauer, Schuld und Tod auf die Tagesordnung setzen. Literatur hebt vergangene Lebenswelten – auch religiöse – neu ins Bewusstsein und spinnt damit den Erinnerungs- und Erzählfaden zwischen den Generationen fort, stimuliert die Phantasie gegen die Macht des Faktischen und entwickelt ein Sensorium für gesellschaftliche Erschütterungen und Verschiebungen, für Krisen und Brüche, das auch für Theologen inspirierend sein kann.

Vor dem Hintergrund solcher Überlegungen haben im Sommersemester 2016 und im Wintersemester 2016/17 Sibylle Lewitscharoff, Thomas Hürlimann, Nora Gomringer, Alois Brandstätter, Christian Lehnert und Felicitas Hoppe Vorlesungen über religiöse Einflüsse und Motive in ihrem Werk gehalten, die mit kurzen Einführungen von Tobias Mayer versehen in der vorliegenden Veröffentlichung einem größeren Leserkreis zugänglich gemacht werden. Naturgemäß fallen die einzelnen Beiträge sehr unterschiedlich aus, weil sie aus einer persönlichen Perspektive berichten und die ästhetischen Positionen ihrer Verfasser spiegeln. Teils haben sie stark autobiografischen Charakter (Hürlimann) oder geben Einblick in die gegenwärtige Arbeit (Lewitscharoff: Dante-Roman); teils zeugen sie vom Ringen des Dichters mit der Sprache (Lehnert, Gomringer, Hoppe) oder sind mehr literaturwissenschaftlich (Brandstätter) angelegt.

Mit Gewinn wird die vorliegende Veröffentlichung derjenige lesen, dem die sprachliche Formulierung von Transzendenzerfahrungen zum Problem geworden ist und der auch schwierigeren ästhetischen Gedankengängen zu folgen bereit ist.

Rüdiger Kaldewey

Georg Langenhorst / Eva Willebrand (Hg.)
Literatur auf Gottes Spuren
Religiöses Lernen mit literarischen Texten
des 21. Jahrhunderts

Ostfildern: Matthias Grünewald Verlag, 2017

271 Seiten

20,00 €

ISBN 978-3-7867-3105-4

In dem neuen Sammelband gehen Georg Langenhorst und Eva Willebrand – zusammen mit vierzehn weiteren Autorinnen und Autoren – auf Spurensuche nach religiösen Motiven in „unverbrauchten“ (29) literarischen Texten des 21. Jahrhunderts und fragen nach deren didaktisch-methodischer Umsetzung in religiösen Lernprozessen. Wer die Herausgeber kennt, weiß, dass dies nicht rezeptologisch, sondern literaturtheologisch reflektiert geschieht – so stellen sie gleich zu Beginn klar: „Es geht also im Blick auf die Berücksichtigung literarischer Texte nicht um bloße Aktualisierung, nicht um eine angepasste, ästhetisch aufgehübschte Neuverpackung. Vielmehr haben wir es zu tun mit einer grundsätzlichen Ohnmachtsspirale religiöser Rede: Wie soll ich in Sprache fassen, was ich letztlich nicht verstehe? Wie soll ich verstehen, wofür ich letztlich keine Sprache habe? Diese Spirale ist nicht leicht aufzusprengen.“ (10). Doch das Buch versucht es auf ansprechende Weise; denn geht man an den Band wie an die Analyse eines literarischen Werkes heran – was er ja auch ist –, fällt die antithetische Kompositionsstruktur des Bandes in der Homogenität der Form und der Heterogenität des Inhalts auf.



Der Sammelband folgt formal gesehen einer wiederkehrenden Struktur: Das Buch ist in zehn Themenbereiche unterteilt, die jeweils durch eine kurze Einführung eingeleitet und mittels der Interpretation zweier literarischer Beispiele je Themenbereich konkretisiert werden, eines aus der aktuellen Jugendliteratur und eines aus der Literatur für „Erwachsene“. Die Themenbereiche eins bis neun sind klassische Gegenstände der Theologie, Lehrpläne und Kompetenzstrukturmodelle („Gottesbilder – Gottesbegegnung – Ringen um das Gebet – Leid als Ort der Gotteserfahrung? – Die Gottesfrage angesichts des eigenen Sterbens – Angefragte Schöpfung – Annäherungen an Jesus, den Christus – Judentum in Geschichte und Gegenwart – Mystische Spiegelungen des Islam im Bild der Liebe); den üblichen Kanon erweiternd ist der zehnte Themenbereich „Religion in der Fantasyliteratur“. Die 20 Interpretationen sind in ihrer Mikrostruktur ähnlich konzipiert: Sie enthalten eine kontextuelle Textanalyse, Reflexionen auf mögliche didaktisch-methodische sowie biographische Hinweise. Umrahmt werden die zehn Themenbereiche von einer reflexiven „Einführung“ und einem „Nachwort“ der Herausgeberin und des Herausgebers.

Inhaltlich gesehen sind die Beiträge gewollt heterogen und zeigen somit das Spektrum der Spurensuche sowie deren Umsetzung auf. Es finden sich Gattungen aus Epik, Lyrik und Autobiographie, subjektive Stilformen, unterschiedliche Motive sowie nicht zuletzt 20 höchst verschiedene Autorinnen und Autoren (in dieser Reihenfolge): Rafik Schami, Daniel Kehlmann, Andreas Knapp, Michael Krüger, Esther Maria Magnis, Tamara Bach, Nihls Mohl, Makiia Lucier, Wolfgang Herrndorf, Erika Burkart, Jürg Schubiger, Ernesto Cardenal, Ralf Rothmann, Patrick Roth, Leonardo Padura, Eva Lezzi, Elif Shafak, Navid Kermani, Cassandra Clares sowie Joanne K. Rowling. Manche Namen aus der Liste sind im Literaturbetrieb etabliert, andere regen zum Nachschlagen an. Der Band versammelt daher ganz verschiedenartige Texte von „Harry Potter“ über dekonstruierte „Marienbilder“ bis hin zum Kunstroman „Sunrise“. Diese Pluralität an literarischer Primärliteratur macht den Reiz des Sammelbandes aus. Hinzu kommen didaktisch-methodische Vorschläge, denen man anmerkt, dass sie empirisch erprobt und nicht lediglich als Pflichtübung angehängt sind.

Insgesamt ein durchdachter und kurzweiliger Sammelband, der auf gelungene Art und Weise das Verhältnis von Sprache und Glaube literaturtheologisch reflektiert, textsensibel interpretiert und für unterschiedliche religionspädagogische Lernorte konkretisiert.

Stefan Heil

Henri Focillon
Lob der Hand
Übersetzt von Gritta Baerlocher

Göttingen: Steidl Verlag, 2018
48 Seiten
12,89 €
ISBN 978-3-95829-378-6

Manche Bücher wirken im Verborgenen. Irgendwann tauchen sie, wie von unsichtbarer Hand gesteuert, wieder in der Öffentlichkeit auf. Und man kann nur loben, dass sie geschrieben wurden und dass mutige Verleger sie neu auflegen. Ein solches Buch, weit eher ein langer, meditativer Aufsatz, ist das Lob der Hand aus Feder und Hand des französischen Kunsthistorikers Henri Focillon (1881-1943). Deutsch erblickte das Lob der Hand erstmals 1954 in der Übersetzung von Gritta Baerlocher das Licht der Welt. Die Kölner Galerie „Der Spiegel“ veröffentlichte das Buch 1962 in einer bibliophilen und reich illustrierten Ausgabe. Seitdem war dieses wunderbare Werk nur antiquarisch zu erwerben – nun in schöner Neuausgabe im Göttinger Steidl Verlag.

Das Buch hält das Versprechen: Es lobt die Hand. Und dies nicht aus Verlegenheit oder unter dem Druck eines Zwanges, sondern in jener Haltung, die dem Lob angemessen ist. Es fordert dazu auf, mitzuloben: „Seht, wie die Hände in Freiheit leben, ohne an ihre Funktion zu denken, ohne sie mit einem Geheimnis zu belasten – seht, wie sie ruhen mit leicht gebogenen Fingern, als ob sie sich irgendeinem Traum überließe, oder betrachtet sie in der eleganten Lebhaftigkeit der reinen Gebärde, der unnötigen Gebärde: dann scheint es, als ob sie absichtslos die Vielfalt der Möglichkeiten in die Luft zeichnen, und dass sie sich, mit sich selbst spielend, auf irgendeine naheliegende wirksame Vermittlung vorbereiteten.“ (10)

Wie selten denken wir über das nach, was uns so nahe wie nur wenig ist: unsere Hände. Nicht nur aufgrund ihrer Nähe und Vertrautheit ist dies erstaunlich. Es ist auch deshalb bemerkenswert, weil sich dort, wo die Hände wirklich betrachtet werden, die ganze Welt des Menschen eröffnet: sein



tägliches Tun, sein Verhältnis zu sich selbst, die Beziehung zum anderen Menschen, zu den Tieren, den Pflanzen und zur unbelebten Natur und, ja, auch dies, zu jenem, aus dessen schöpferischer Hand alles entspringt und in dessen mächtiger Hand alles geborgen ist und seine Vollendung findet. Der Mensch, so betont Focillon, mache die Hand, und umgekehrt mache die Hand den Menschen (vgl. 12).

Wenn er in das Antlitz seiner Hände blickt, schaut Focillon in „Gesichter ohne Augen und ohne Stimme, die aber sehen und sprechen“ (7). Mittels der Hände eignen Menschen sich Welt an, betasten, fühlen und berühren sie. Und mittels der Hände erzeugen Menschen Welt, schaffen, formen und gestalten sie. Kein Tier hat Hände; es bleibt, wie Focillon schreibt, „handlos“. Dies ist ein Mangel und verweist auf den Riss, der zwischen Mensch und Tier verläuft.

Das Handwerk ist daher zutiefst menschlich. Das Werkzeug ergänzt die Hände und erweitert ihre Möglichkeiten. Focillon spricht von einer „Freundschaft“ zwischen Hand und Werkzeug, „die nicht mehr enden wird“ (17). Die Technik der Hände findet für ihn ihre höchste Form in der Poetik der Hände, in der Kunst. Während der Künstler, wie Focillon in geistreichen Miniaturen zur Kunstgeschichte zeigt, seine Hände in höchst komplexer Weise einsetzt, knüpft er dabei zugleich an die Erfahrungen des vorgeschichtlichen Menschen an: „Die Welt ist neu und frisch für ihn, er prüft sie; er genießt sie mit geschärfteren Sinnen, als es die des Kulturmenschen sind, er hat sich das magische Gefühl des Unbekannten bewahrt und vor allem die Poetik und die Technik der Hand. Die empfängliche und erfinderische Kraft des Geistes mag noch so stark sein, ohne die Hilfe der Hand endet sie stets nur in einem inneren Tumult“ (19). Mit den Händen stiften Menschen Sinn und Bedeutung. Die Kunst ist daher nicht einfach „die Sprache des Menschen, mit der er zu Gott redet, sondern die ewige Erneuerung der Schöpfung“ (23).

Gibt es heute nicht eine Krise der Hände, des menschlichen Bezuges zu seinen Händen? Die industrielle Produktion ist an die Stelle des Handwerks getreten. Die menschliche Hand führt nicht mehr Werkzeuge, die ihr angepasst sind und die ihre Möglichkeiten erweitern, sondern wird maschinell ersetzt. Immer seltener schreibt man noch mit der Hand. Endlose Serien von Fotografien ersetzen mit der Hand geschaffene Kunstwerke, die selten besonders lebendig und menschlich sind. Ohnehin hat sich die Kunst radikal vom Handwerk emanzipiert, während Focillon im Künstler noch einen „hartnäckigen Überlebenden des Handwerks“ (23) sehen konnte. Und die komplexe Vielfalt handlicher Tätigkeit reduziert sich immer mehr darauf, dass Knöpfe und Tasten gedrückt oder Wischbewegungen auf einem Bildschirm ausgeführt werden.

Interessanterweise ist es heute gerade die Hirnforschung, die an die Bedeutung der Hände für die Entwicklung kognitiver Fähigkeiten erinnert. Focillon erfasst dies in aphoristischer Kürze: „Aber zwischen Geist und Hand sind die Beziehungen nicht so einfach wie die zwischen einem an Gehorsam gewöhnten Herrn und einem folgsamen Diener. Der Geist bildet die Hand, die Hand bildet den Geist.“ (42) Ohne die Pflege der Hand – also ohne mit den Händen etwas zu tun und zu handeln – könnten wichtige Dimensionen des Menschseins verloren gehen. Kein Werk der Hände mehr, nur noch maschinelle Produkte. Kein Freiheit, keine Wissen, kein Menschlichkeit ohne das Wunder der Hand.

Es könnte daher an der Zeit sein, sich der Hände wieder zu erinnern: staunend, bewundernd und voller Achtung vor dem Wunder, dass wir Hände haben, um überhaupt etwas in den Händen halten zu können, um zu nehmen und zu geben, um zu streicheln und zu berühren, um zu grüßen und Abschied zu sagen oder um zu schaffen und zu behandeln. Ja, mit den Händen kann man auch verletzen und zerstören. Auch das Abgründige ist den Händen als Werkzeugen der Freiheit nicht fern. Aber zuallererst zeigt sich in ihnen die Freundlichkeit des Menschen, seine wohlwollende Tatkräftigkeit und Wahrheitsliebe, seine schöpferische Würde, für die unsere Hände mehr als nur ein Bild sind. Focillon nennt die Hand einen „fünfgestaltigen Gott“ (29). Ein starkes Bild. Aber lässt sich an der Göttlichkeit der Hände zweifeln, solange man von den Händen Gottes – seiner Macht und Güte – noch ein fernes Echo vernimmt?

*Gekürzte Übernahme aus Communio 1/2018.
Holger Zaborowski*

Angst
vor
Gott?

Der **gütige** Gott
und das **Übel**

Seele

Philosophie / Ethik

Wissenschaftler
antworten

Denker der
Moderne

Moraltheologie

Blasphemie

Michael Kühnlein

**Wer hat Angst vor Gott?
Über Religion und Politik
im postfaktischen Zeitalter**

Was bedeutet das alles?

Stuttgart: Reclam Verlag. 2017

95 Seiten

6,00 €

ISBN 978-3-15-019423-2

Michael Kühnlein, Dozent am Institut für Philosophie an der Goethe-Universität Frankfurt a.M., sieht im Blick auf das Projekt der Moderne zwei vielen Einzelaussagen vorausgehenden Hintergrundüberzeugungen am Werk: auf der einen Seite eine emanzipatorische Weltsicht ohne Gott mit Bildern von Immanenz, Befreiung und Selbstermächtigung, auf der anderen Seite eine tradierte religiöse Weltsicht mit Bildern von Transzendenz, demütigem Glaubensgehorsam und Selbstbegrenzung. Unheilvoll ist dieser Konkurrenzkampf für die Moderne dadurch, dass jede Partei für sich eine Existenzberechtigung nur darin zu sehen vermag, die andere triumphalistisch niederzuringen, anstatt komplementäre Lernprozesse einzugehen – ein selbstzerstörerisches Desiderat, zumal in einer sich weltanschaulich globalisierenden Gesellschaft, die eigentlich nur im Modus der Toleranz wird gedeihen können.

Die Genese der neuzeitlichen Welt ist nicht nur eine Erfolgs-, sondern zugleich eine Leidensgeschichte. S. Freud buchstabiert ja das Vorwärts der Emanzipationsgeschichte aus überkommenen Zwängen auch rückwärts – als Sequenz fortgesetzter narzisstischer Kränkungen des aufgeklärten Egos. Die neuzeitliche Revolution der alten Weltbilder entpuppt sich als Verdrängung des Menschen aus seiner ehemals superioren sicherheit- und heimatverleihenden Zentralposition ins exzentrisch-randständige Abseits. Kosmologisch verweist Galilei den Menschen aus der metaphysischen Mitte des Universums. Darwin nimmt in biologisch-evolutionärer Perspektive der Menschheit die Krone der Schöpfung. Freud schließlich raubt qua Tiefenpsychologie dem Bewusstsein des homo sapiens die Illusion, er sei denkerisch souverän-rational strukturiert. Die-



se marginalisierenden Demütigungen lassen den prometheisch Vorwärtstürenden gekränkt und entfremdet zurück. Kühnlein nennt ihn in Anspielung an Goethes Faust-Tragödie über die Licht- und Schattenseiten der neuzeitlichen Revolution in Wissenschaft und Gesellschaft den „metaphysisch Unbehausten“ (11).

Dieser heimatlose Unbehauste muss sich in der entgötterten Welt auf die Suche nach provisorischen Orientierungsmarken machen – etwa mit naturalistischen Welterklärungskonzepten, die mit deterministischem Szientismus das Bedürfnis nach (verlorengegangener) Sicherheit zufrieden stellen sollen. Vor allem darf es zu keinem Rückfall in alte, überwunden geglaubte Illusionen kommen, vielmehr soll umso lauter die Froh-Botschaft vom „Tode Gottes“ (F. Nietzsche) verkündet werden. Wäre da nur nicht die tiefstehende Angst der liberalen Freiheitskultur vor der Wiederkehr des Religiösen, die am Siegesbewusstsein des heroisch um die endgültige Freiheit

kämpfenden Rebellen kratzt. Der bohrende Zweifel, dass die Parusie des weltimmanent-endgültigen Reiches der Freiheit noch im Bereich lebensweltlicher Naherwartung sich vollziehen möge, nagt am Unbehausten und erzeugt neben ständiger Angst offene zornig-wütende Antipathie gegen nicht zu leugnende Tendenzen einer Renaissance des Gottesglaubens im globalen Maßstab. Gegen den überkommenen Mono-Theismus tritt in trotziger Selbstbehauptung ein „elitärer Mono-Atheismus“ (21) auf, der auf die nicht nur religionskritische, sondern religionsfeindliche Karte: „ut deus non daretur“ setzt. Diese Verachtung lebt letztlich von der bloßen Freiheit von ..., in unversöhnlicher Abgrenzung zum Religiösen. Der Unbehauste als Virtuose der bloßen, leeren Verneinung wird hier mit einer Denkfigur Hegels kritisiert: Eine Negation, die sich der reflektiven Abhängigkeit vom Negierten nicht bewusst ist, ist unproduktiv, ja destruktiv. So geriert sich öffentlichkeitswirksam in vielen Äußerungen ein expliziter Religionshass.

Kühnlein diagnostiziert diesen unreifen Umgang mit dem gefürchteten Schreckgespenst der Wiederkehr der Religion als vierte narzisstische Kränkung des modernen Subjekts. Das fatale Gesamtbild der gegenwärtigen Situation ist für den Autor allerdings erst zureichend beschrieben, wenn auch von der spiegelbildlichen Kehrseite der Medaille in Sachen Gottesglauben die Rede ist: Gegen die säkulare Angst vor Gott (Regression in doch eigentlich überwundene infantile Frömmigkeit) steht die religiöse Angst vor Gott, die fürchtet, durch Ungehorsam der Gnade Gottes verlustig zu gehen. Kühnlein nennt diese dogmatischen religiösen Traditionalisten die „Schwarz männer“ (48), als deren Archetypus die gewaltaffine Narration der Gestalt des Abraham firmiert, der für bedingungslosen Glaubensgehorsam steht. Diese restaurativen Schwarz männer ziehen die Zugbrücken ihrer Glaubensfestungen hoch – nicht nur, weil sie annehmen, der Libertinismus des „anything goes“ würde alle moralischen Dämme brechen lassen; sie erkennen auch instinktiv die Sinnleere und Trostlosigkeit serieller Massenver-

sprechungen des aufgeklärten Säkulums. Für den religionslosen Menschen der post-christlichen Zukunft ist scheinbar alles beliebig wählbar, vergeblich sucht man nach existentiellen Überzeugungen, denen treu zu sein es sich lohnen würde. Zudem vermag der propagierte Fortschrittsoptimismus auf immerwährende anthropologische Problem- und Konfliktlagen wie die Gewalt- und Schuldverstricktheit der *conditio humana* keine befriedigenden Antworten zu formulieren.

Soweit die Situationsanalyse des Textes – betreffs Lösungsperspektiven hält sich der Autor kürzer, was angesichts der von ihm gewählten Textgattung „Essay“ legitim ist. Prinzipiell plädiert Kühnlein dafür, neue versöhnliche Wege in kritischer Gewaltenteilung zwischen tradiertem Gottesglauben und aufgeklärter Vernunft zu bahnen, dies entspräche dem Charakter der Moderne als offenes dynamisches Projekt. Vernunft bleibt „auf die arbeitsteilige Kooperation“ (44) mit dem Religiösen als „Bewusstsein von dem, was fehlt“ (vgl. J. Habermas) weiterhin angewiesen. In dieser gesprächsbereiten Perspektive kann Kühnlein zu Recht als letzten Satz seines Büchleins schreiben: „Wer sollte da noch Angst vor Gott haben?“ (90)

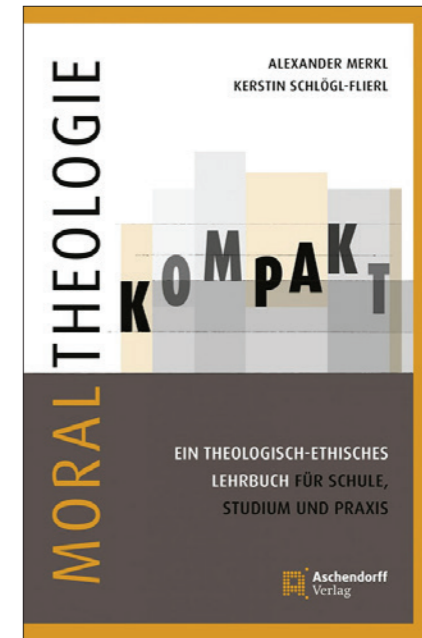
Summa summarum analysiert der Autor die Widersprüche und Unausgegorenheiten in religionsfeindlichen Affekten vieler „unbehauster“ Zeitgenossen erfrischend frei von den Fesseln pseudo-korrekturer Sprachschablonen im öffentlichen Meinen und Sagen. Hierbei ist er als Vertreter der politischen Philosophie ein der einseitigen theologischen Parteilichkeit unverdächtigere Zeitzeuge, der helfen kann, unproduktive Sackgassen zu verlassen.

Gustav Schmiz

Alexander Merkl / Kerstin Schlögl-Flierl
Moraltheologie kompakt
 Ein theologisch-ethisches Lehrbuch für Schule,
 Studium und Praxis

Münster: Aschendorff Verlag, 2017
 198 Seiten
 14,80 €
 ISBN 978-3-402-13232-6

Der Juniorprofessor für Theologische Ethik an der Universität Hildesheim und die Professorin für Moraltheologie an der Universität Augsburg, Schüler und Schülerin des Moraltheologen Herbert Schlögel OP, haben ein Lehrbuch veröffentlicht, das den Anspruch hat, „den Erstkontakt mit den Voraussetzungen, Fragen und Argumentationen der Moraltheologie themenorientiert zu erleichtern und die nötigen Grundlagen hierfür zu schaffen“ (7). Dazu werden in vier dichten Kapiteln die Grundlagen des Faches und einige Themenfelder der speziellen Moraltheologie behandelt. Schaut man auf den Seitenumfang, ergibt sich folgende Schwerpunktsetzung: Ein Drittel des Buches ist den Grundlagen gewidmet, ein zweites Drittel den ethisch belangreichen Fragen der Bio- und Sexualethik, ein letztes Drittel will Zugänge zu den Themen Frieden, Medien und Umwelt schaffen. Diese formale Entscheidung ist schlüssig. Das Lehrbuch bereitet Fragestellungen medial auf, die auch mit Blick auf das Kerncurriculum Katholische Religion in Hessen für die Q3 relevant sind.



Zielpublikum des Buches sind Studierende, Schüler in der Vorbereitung auf das Abitur und Lehrkräfte. Von ihnen verlangt das Buch in seiner Gelehrigkeit viel ab. Prägnant und kompakt will es auf 180 Seiten mehrere Semester Moraltheologie konzentrieren – und kann als Kehrseite Nachvollziehbarkeit nicht garantieren. Denn Zusammenhänge werden nur konstatiert; um die Genese von Begründungswegen nachzuzeichnen, fehlt der Platz. Die Kapitel und ihre Themen sind nicht systematisch verbunden und können deshalb wegen mangelnder Nachvollziehbarkeit kaum überzeugen. Das vorliegende Werk wird vornehmlich denjenigen nutzen, die längst in dem Fach arbeiten, denn nur sie können die Vielzahl der genannten Argumente beurteilen. Und sie bekommen einen aktuellen Kriterienkatalog, den es zurzeit zu berücksichtigen gilt. Ethisch Interessierte erhalten zudem gute Literaturhinweise und ein Glossar, das eindrücklich unter Beweis stellt, wie verwoben das Fach theologische Ethik / Moraltheologie mit anderen Disziplinen ist.

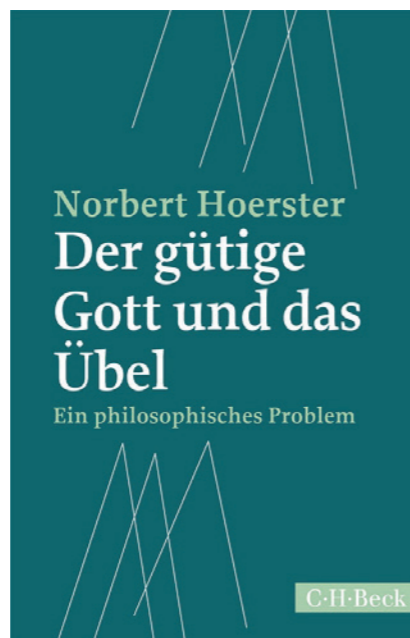
Dewi Maria Suharjanto

Norbert Hoerster
Der gütige Gott und das Übel
Ein philosophisches Problem

München: C.H. Beck Verlag, 2017
127 Seiten
12,95 €
ISBN 978-3-406-70567-0

Norbert Hoerster, der als Professor Rechts- und Sozialphilosophie an der Universität Mainz unterrichtete, ist ein scharfsinniger Religionskritiker, genauer noch Kritiker des christlichen Verständnisses von Gott. Mit der Problematik der Theodizee befasst er sich seit Langem: Ihm widmete er in seinem 2005 erschienenen Werk „Die Frage nach Gott“ ein Kapitel, in seinem 2017 erschienenen Werk „Der gütige Gott und die Übel“ ein ganzes Buch.

Seine Problemstellung ist folgende: Nehmen wir einmal hypothetisch an, dass erstens ein Schöpfergott existiert und ihm zweitens die Prädikate „Allmacht“ und „Allwissenheit“ zukommen; wie ist dann seine „Allgüte“ mit Blick auf die vielen natürlichen und moralischen Übel in der Welt zu beurteilen? Anknüpfungspunkte seiner Argumentation bilden in erster Linie die Theodizee-Versuche der beiden katholischen Theologen Armin Kreiner und Klaus von Stosch. Elementarisiert lautet deren Argument so: Aus der von Gott initiierten Evolution (und deren Eigengesetzlichkeit) ist der Mensch mit der ihn auszeichnenden Willensfreiheit hervorgegangen; die menschliche Willensfreiheit stellt einen derart hohen Wert dar, dass sie alle in der Schöpfung zu beklagenden natürlichen und moralischen Übel überwiegt. Im Weiteren soll es nicht darum gehen, ob Hoerster den beiden Theologen gerecht wird, sondern vielmehr um die Überzeugungskraft seiner – „auf der Basis einer realistischen empirischen Weltsicht“ (34) und „nach unseren menschlichen Maßstäben“ (35) entwickelten – Schlussfolgerungen zu Gott und dessen Güte.



Mit Blick auf die natürlichen Übel (und ihre angebliche Notwendigkeit zur Entstehung des Menschen) stellt der Verfasser die Frage, ob Gott in seiner Allmacht nicht alternative Naturgesetze hätte schaffen können, so dass Übel wie Naturkatastrophen erst gar nicht aufgetreten wären. Weiter: Menschen werden in ganz unterschiedlicher Weise von natürlichen Übeln heimgesucht: Wiegt das Glück der Verschonten das Leid der – etwa von einem Erdbeben – Betroffenen auf? Außerdem: So unbestritten die Verlässlichkeit von Naturgesetzen für unser Leben ist: Hätte Gott durch ein von uns unbemerktes Wunder nicht naturbedingte Katastrophen – wie beispielsweise einen verheerenden Tsunami – verhindern können? Schließlich ist Gott nicht an die Naturgesetze gebunden.

Hinsichtlich der moralischen Übel fragt Hoerster, ob Gott mit seiner Allwissenheit – zwar nicht die künftigen Entscheidungen von Menschen, wohl aber – das Risiko menschlicher Willensfreiheit, Übeltaten zu begehen, hätte absehen können. Hätte Gott nicht die Willensfreiheit begrenzen können – ohne Versuchung zum Bösen wie Kindesmissbrauch oder ohne moralische Exzesse wie die Shoa? Solchermaßen determinierten, „alternativen“ Menschen würde ja kein Zwang angetan und bliebe doch genügend Spielraum, ihr Leben moralisch zu gestalten oder kirchliche Gebote wie etwa die eheliche Treue zu befolgen oder zu missachten. Außerdem: Hätte Gott – als sich durch entsprechende Vorbereitungen die Shoa abzeichnete – nicht durch ein Wunder eingreifen und Hitler durch einen tödlichen Unfall stoppen können? (101)

Aufgrund dieser Gedankengänge kommt Hoerster zu dem Schluss, dass dem hypothetisch angenommenen Gott zwar Allmacht und Allwissenheit, keineswegs aber Allgüte zugesprochen werden kann – verhält er sich doch „moralisch indifferent“ (80 u.ö.) zu seinen empfindungsfähigen Geschöpfen. In seinem „Schlusswort“ verweist der Philosoph im Anschluss an David Hume und Albert Einstein auf einen Theismus, dessen Gott sich nicht für das Schicksal der Menschen interessiert (124).

Was lässt sich aus diesen überaus spitzfindigen Überlegungen lernen? Zunächst wird bestätigt, was schon Immanuel Kant konstatierte, nämlich das Scheitern einer philosophischen Theodizee. Wer will ohne Zynismus nach dem Erdbeben von Lissabon 1755 und den mit „Auschwitz“ bezeichneten Ereignissen überlebenden Opfern erklären, dass die entstandenen natürlichen und moralischen Übel vom Wert menschlicher Willensfreiheit überwogen werden? Bereits im Buch Ijob versuchen sich seine Freunde mit durchaus unterschiedlichen Argumenten an einer Verteidigung Gottes – und machen sich nicht nur Ijob zum Feind, sondern erzürnen sogar Gott (vgl. Ijob 42,7).

Muss ein selbstkritischer Christ darüber hinaus Hoersters Schlussfolgerung teilen – also Gott für moralisch gleichgültig halten und sich zu einem faden Theismus oder zum Atheismus bekennen? Aus der Innenperspektive christlichen Glaubens lässt sich entgegnen: Zunächst – und das scheint mir der wichtigste Grund – lässt sich das spezifisch christliche Gottesverständnis ins Feld führen: Ein Gott, der das Schicksal seiner Geschöpfe auf sich nimmt und in Jesus von Nazaret Mensch geworden ist (Inkarnation), ein solcher Gott kann kein gleichgültiger Gott sein. – Zum Zweiten: Theologische Überlegungen, die sich auf die Unbegreiflichkeit Gottes beziehen, weist der Verfasser als misslungene Theodizee-Versuche zurück (30). Die Bibel erzählt, dass Gott sich offenbart und zugleich entzieht (z.B. Ex 3); die Theologie hält fest, dass jede behauptete Ähnlichkeit mit Gott eine noch größere Unähnlichkeit impliziert (DH 806). Auf dieser gedanklichen Linie bezeichnet das den Begriffen Macht, Wissen und Güte vorangestellte „All“ kein im Vergleich zu menschlichen Verhältnissen gesteigertes „Mehr“, sondern ein „Anders“: Die All-Güte Gottes ist – von uns nicht durchschaubar – anders als die noch so große Güte von Menschen. – Hinzu kommt als Drittes: Im Unterschied zu einem theistischen Gott oder zum Atheismus haben Christen die Hoffnung, dass Gott sich als der Allgütige erweisen wird und die Tränen aller Opfer nicht umsonst waren, sondern getrocknet werden (Offb 21,3). Eine solche Hoffnung aber kann kein hypothetischer Gott wecken.

Thomas Menges

Hans Goller
Das Rätsel Seele
Was sagt uns die Wissenschaft?

Kevelaer: Butzon & Bercker Verlag. 2017
336 Seiten m. s-w Abb.
25,00 €
ISBN 978-3-7666-4319-3

Hartmut Sommer
Unsterbliche Seele?
Antworten der Philosophie

Kevelaer: Butzon & Bercker Verlag. 2016
158 Seiten
9,95 €
ISBN 978-3-8367-1048-0

Hans Goller beginnt, eine Stärke seines Buches, mit einem Kapitel über die Seele in unserer Alltagssprache, das in der Feststellung kulminiert: Über die Seele sprechen wir in Metaphern. Wäre diese Einsicht doch nur mehr berücksichtigt worden!

Der Verfasser fährt in seinen beiden folgenden Kapiteln fort mit Referaten aus der Geschichte der Psychologie – namentlich Freud, Skinner, Pawlow und Rogers – und der Neurowissenschaften: Er referiert ältere und neuere Untersuchungen an Menschen mit geteiltem Hirn, was durch Zerschneiden der Verbindung zwischen den beiden Hirnhälften oder zwischen Stirnhirn und Stammhirn zustande kam. Die Untersuchungen werden nicht kritisiert oder auf ihre Aussagefähigkeit in der Frage nach der Seele kritisch überprüft.

Wenn Goller in den Folgekapiteln die verschiedenen Annahmen zu einer Verbindung zwischen immaterieller Seele und materiellem Gehirn durchgeht, spielen die vorhergehenden Kapitel keine Rolle mehr, und es werden andere Autoren referiert, etwa Bieri. Ähnlich unabhängig von den anderen Überlegungen präsentiert sich das abschließende Kapitel, in dem die Bandbreite theologischer Möglichkeiten aufgezeigt wird, sich der Frage nach dem Weiterleben der Seele im Tod zu stellen.



Hartmut Sommer schreibt deutlich knapper und konzentriert sich auf das philosophische Fragen nach der Seele, nicht ohne eingangs auf die Erfahrungen zu reflektieren, die den Menschen seit je auf die Frage nach der Seele gestoßen haben.

In seinem Hauptkapitel geht der Verfasser systematisch vor: Der Monismus, der nur eine Seinswirklichkeit gelten lassen will, wird in den Spielarten des Materialismus, Panpsychismus und Idealismus durch die jeweils wichtigsten Vertreter vorgestellt und gründlich kritisiert. Sommers Präferenz liegt in einer Wiederbelebung des Hylemorphismus, den er zusammen mit Parallelismus und Okkasionalismus, die er ablehnt, zu den dualistischen Ansätzen stellt. Für ihn ist die Seele Form des Körpers und zugleich eigenständige unzerstörbare individuelle geistige Substanz.

Wenn er diese Perspektive entwickelt, spricht Sommer für meinen Geschmack etwas zu oft von „nachweisen“. „Form“ und „Substanz“ sind plausible Vergleiche für eine „Seele“, die beides ist: Innigst mit dem Körper verbunden und doch vom Körper unabhängig. So weit, so gut; aber wenn Sommer die Seinsweise der vom Körper getrennten Seele darzustellen versucht, wird es schwer, zu begreifen, warum sich dieses von aller materiellen Begrenztheit befreite rein geistige Wesen nach einem Leib – und sei es ein verklärter – zurücksehen sollte.

Was uns das Christentum verspricht, ist aber gerade dies: Ich will im Tod vertrau 'n, dass ich in meinem Leibe soll meinen Gott anschau 'n. Dieses Vertrauen wird gestärkt, wenn die in der Regel durch ungedeckte Wechsel auf die Zukunft begründeten Ansprüche eines neurowissenschaftlich argumentierenden Materialismus zurückgewiesen werden. Das macht Sommer knapper und präziser als Goller. Seine Wiederbelebung des Hylemorphismus hat mich nicht recht überzeugt.

Karl Vörckel

Stephan Goertz / Caroline Witting (Hg.)
Amoris laetitia –
Wendepunkt für die Moraltheologie?

Freiburg: Herder Verlag. 2016
338 Seiten
24,99 €
ISBN 978-3-451-37820-1

Die Zahl der Stimmen, die in den letzten drei Jahren zum Nachsynodalen Apostolischen Schreiben von Papst Franziskus „Amoris laetitia“ (AL) zu hören waren, sind ungezählt. Selten hat in jüngerer Vergangenheit ein päpstliches Dokument für so viel Aufmerksamkeit gesorgt wie das Schreiben des Papstes „Über die Liebe in der Familie“. Dies liegt zweifelsohne nicht nur an der Brisanz des Themas: Ehe, Familie, Sexualität, Fragen des Umgangs mit wiederverheiratet Geschiedenen und Suche nach konkreten pastoralen Hilfestellungen angesichts zunehmend pluriformer Lebensbeziehungen. Außerdem lässt der neue Ton des Apostolischen Schreibens aufhorchen, der weniger direkt oder normativ als vielmehr eine subjekt- und situationsorientierte Perspektive in die ethische Bewertung einführt.



Aus den vielen Stimmen zu AL verdient die im Jahr 2016 herausgegebene Publikation von Stephan Goertz und Caroline Witting besondere Aufmerksamkeit. In Form von zehn thematisch gut strukturierten und inhaltlich ausgewogenen Beiträgen werden auf rund 330 Seiten unterschiedliche Zugangswege zum Verständnis von AL aufgezeigt. Dabei überzeugt nicht nur die durchweg hohe Differenzierung mit der Auslegung, Geltungsanspruch und praktische Konkretionen, sondern dass immer wieder auch eine wirkgeschichtliche Einordnung von AL in das Gesamt lehramtlicher Aussagen vorgenommen wird. Einen bleibenden Eindruck hinterlassen die von den Herausgebern eingangs vermittelten Ausführungen zum Kontext, zur Rezeption und zur pastoralen Verortung von AL, die zu Recht als hermeneutischer Schlüssel für die gesamte Publikation verstanden werden können.

Die zehn Beiträge des Sammelbandes zeichnen sich durch in sich geschlossene thematische Schwerpunktsetzungen aus, die einander ergänzen, unterschiedliche Facetten des nachsynodalen Schreibens beleuchten und dabei nur selten zu Überlagerungen führen. Theologisches Wissen wird sprachlich und inhaltlich anschaulich präsentiert und ermöglicht es dem Leser, die oft feinen Nuancen des päpstlichen Schreibens in dem, was explizit formuliert oder im Vergleich zu vorausgehenden lehramtlichen Dokumenten eine veränderte Rezeption erfährt, einzuordnen. Dazu leisten tabellarische Übersichten und vergleichende Zusammenstellungen von Textbausteinen einen wesentlichen Beitrag.

Grundlegend folgen die Beiträge einem weiten und offenen Deutungsverständnis und vermitteln eine sehr ausgewogene Bewertung des päpstlichen Schreibens. Weniger eine Revolution der Moraltheologie auf Betreiben des päpstlichen Lehramtes als ein dynamischer Progress, eine lebendige Fortschreibung katholischer Lehre wird festgestellt – eine „Kontinuität im Wandel“, die weder ein weltfremdes an bloßer Normobservanz orientiertes Moralsystem lehrt noch einen Subjektivismus, der mit einer De-facto-Nivellierung ethischer und moralischer Ansprüche einhergeht. Keine Kasuistik und keine Ethik der Beliebigkeit prägen AL, sondern eine die Vielfalt menschlicher Beziehungen wertschätzende Lehre verbunden mit einer Sensorik für das pastoral Erforderliche im Umgang mit ganz konkreten Menschen in ganz konkreten Situationen. Dies zeugt von einer (neu gewonnenen) Lebensnähe und einer Grundhaltung, die nicht verurteilt, sondern zu einem kritisch reflektierten Urteil anleitet, das den Menschen in der Vielfalt aktueller sozialer Lebensformen in Partnerschaft und Familie gerecht zu werden sucht. Als „neue, systematische und praxisrelevante Vertiefung des Verständnisses von Liebe, Ehe und Familie“ (113) zeigt AL Wege individueller Gewissensbildung für die Gestaltung des individuellen Lebens in Ehe und Familie wie auch einer lebensdienlichen Begleitung durch die verfasste Institution Kirche, bei der Orientierung, Partizipation und Emanzipation im Sinne des Gewissensurteils keine Gegensätze darstellen.

Die Publikation von Goertz und Witting leistet einen wichtigen Beitrag zu einem ausgewogenen und vor allem produktiven Verständnis von AL und belebt das Bewusstsein für die Aufgabe der Moraltheologie als Wissenschaft im Dienst am Menschen.

Ingo Proft

Jacques de Saint Victor
Blasphemie
Geschichte eines „imaginären Verbrechens“
 Aus dem Französischen von Michael Halbrodt

Hamburg: Hamburger Edition. 2017
 139 Seiten
 20,00 €
 ISBN 978-3-86854-308-7

In nahezu allen normativen Leitkulturen bekannter Weltreligionen gilt die Blasphemie als strafbewehrtes schweres Delikt. Das alte Judentum etwa forderte dafür die Höchststrafe, den Tod durch Steinigung (Lev 24), geriet doch die Gotteslästerung ins Kreuzfeuer gleich mehrerer Gebote des Dekalogs: Es war zunächst ein Verstoß gegen das monotheistisch-exklusive erste Gebot, das die unantastbare Heiligkeit Gottes herausstellt; dann ein Verstoß gegen das Bilderverbot, das jede endlich-menschliche Vorstellung – auch und gerade eine lästerliche – vom Göttlichen tabuisiert und schließlich ein Verstoß gegen das Verbot des Namensmissbrauchs.

Konträrer könnte die Position der aufklärerischen-laizistischen Rechtsphilosophie – die der Autor nie explizit, aber implizit deutlich vertritt – nicht sein, die das überkommene Religionsdelikt als (bloß) „imaginäres“ Verbrechen (so der programmatische Untertitel) sieht. Und in der Tat: Wesentliche Aspekte des Phänomens Blasphemie entziehen sich objektiven juristischen Kategorien. Zunächst liegt ein weites Feld blasphemischen Handelns vor: Es kann geschehen im Bild, im Wort und im Handeln (letzteres in unseren Tagen gerne durch performative Akte von Künstlern, die sich mit kalkulierten Tabubrüchen gegen emotional hochbesetzte Religiosa Publizität erhoffen). Zudem sind die Opfer der Blasphemie nicht eindeutig benennbar: Ist es Gott / die Gottheit selber, die unter diesem Delikt zu „leiden“ hätte, sind es Ideen, religiöse Vorstellungen, die Ziel der Schmähungen wären, oder die „Träger“ dieser Vorstellungen, d.h. die Gläubigen?



Auch das Christentum sieht sich von ungerechten interessegeleiteten Blasphemie-Urteilen betroffen: Schließlich war es ja Jesus selbst, der wegen Gotteslästerung zum Tode verurteilt wurde; und noch heute droht Christen – vor allem in islamisch dominierten Staaten wie z.B. Pakistan und Indonesien – durch die zweifelhafte Anwendung von Blasphemie-Gesetzen Leiden und Tod. So verwundert es nicht, dass angesichts dieser problematischen Gemengelage in der europäischen Neuzeit – zuerst im nachrevolutionären Frankreich – Blasphemie-Gesetze ein Auslaufmodell darstellten. Aus dieser Perspektive zeigt sich der 1963 geborene französische Rechtshistoriker Jacques de Saint Victor schockiert, dass eine heutzutage längst überwunden geglaubte „Moorleiche“(10) aus dem Morast der Vergangenheit ihr obskures Haupt wieder erhebt und ein Comeback erlebt.

Im Hauptteil seiner Studie lässt der Autor die Geschichte des Phänomens Blasphemie von biblischen Zeiten über das Mittelalter und die Neuzeit bis zur Gegenwart Revue passieren: Die alttestamentliche Position wurde bereits skizziert. Das frühe Christentum wendete den Blasphemie-Vorwurf polemisch gegen das Judentum, das sich mit der Kreuzigung Jesu der schlimmsten Gotteslästerung schuldig gemacht hat. Hier, so der Autor, zeigt sich exemplarisch, dass die Bezeichnung der Blasphemie als „Kriegswaffe“ (17) gegen die je andere Religion instrumentalisiert wird. Im Mittelalter übernehmen zunehmend fürstliche bzw. königliche Organe – weniger die Kirche selbst – die Strafverfolgung der Gotteslästerung. Offiziell sieht es der christliche Herrscher als seine vornehmste Aufgabe an, die Souveränität Gottes zu schützen; auf dem Hintergrund des Gottesgnadentums bekommt die Blasphemie eine politische Dimension. Die Konfliktlage verschärft sich im Reformationszeitalter: Die absolutistische Verfolgung der Blasphemie wird ein identitärer Marker, der das Zerbrechen der religiösen und politischen Einheit verhindern soll. Erst das aufgeklärte 18. Jahrhundert bringt europaweit „ein erfreuliches Intermezzo“ (47) für die strafrechtliche Beurteilung: In der Perspektive des gewaltenteiligen Ansatzes von Montesquieu trennt man die Sphären der Religion und der Politik. Die weltlichen Gesetze werden als ungeeignet angesehen, die „Gottheit zu rächen“, man ist (höchstens im volkserzieherisch-utilitaristischen Sinne) bedacht „darauf hinzuwirken, dass die Gottheit geehrt werde“ (48). Der Staat soll nur eingreifen, wenn durch schwere gewaltaffine Blasphemie der gesellschaftliche Friede gestört wird – eine Position, die noch die heutige deutsche Rechtsprechung bestimmt (§ 166 StGB). 1791 schafft das republikanische Frankreich den Straftatbestand der Blasphemie zugunsten der Meinungs- und Pressefreiheit gänzlich ab – dieser „bahnbrechende“ (78) Schritt wird 1881 noch einmal bestätigt und bildet einen „Eckpfeiler des republikanischen Geistes“ (79).

In einem Schlusskapitel reflektiert der Autor die sich überstürzenden Ereignisse seit „9/11“: die Kette von barbarischen Terrorakten fundamentalistischer Moslems auf der einen Seite und die für die Anhänger des mekkanischen Propheten als blasphemisch eingeschätzten publizistischen Reaktionen wie die berühmt-berüchtigten Mohammed-Karikaturen oder die satirischen Beiträge von „Charly Hebdo“. In diesem Kontext „entwickelten sich die islamistischen Bewegungen zu eifrigen Nachfolgern der fundamentalistischen Katholikenverbände im Kampf gegen die Blasphemie“ (99). Unterstützung bekommt diese Bewegung von hyperkritischen Intellektuellen und rassistischen Aktivisten, die im Jahre 2004 den Begriff „Islamophobie“ kreierten und „nach dem Ende der großen Erzählungen auf der Suche nach einem Ersatzproletariat waren“ (104): Blasphemie sei gegen die Religion der herrschenden Klasse, das Christentum, legitim gewesen, gegen den Islam sei dies jedoch als neokolonialistisch-rassistisch zu verurteilen. Der Autor hält diese Entwicklung für eine „geistige Verwirrung, ja Humbug“ (107), damit seien Jahrhunderte des Fortschritts in den Freiheitsrechten zurückgenommen und umsonst gewesen. Doch nicht nur der Islam profitiere von dieser reaktionären Tendenz: „Die anderen Religionen warten schon begierig, dass auch sie der Segnung dieser neuen Moral teilhaftig werden.“ (121) Vor allem der moslemischen Bevölkerungsgruppe sei zuzumuten, so der Autor volkserzieherisch, in ihrer freiheitlichen Entwicklung Fortschritte zu machen und sich aus dem Gefängnis ihrer vernagelten Identitäten zu befreien. Die Blasphemie-Freiheit der säkularen Gesellschaft sei alternativlos.

Was ergibt sich aus dieser Lektüre für den persönlichen Erkenntnisgewinn und das praktische Leben der Kirche? Zunächst legt der Autor systematisch und historisch überzeugend dar, dass die Blasphemie eine sensible Schnittstelle zwischen traditionsbewussten Religionen und säkularen Staatswesen ist. Blasphemie ist nicht nur ein geistiges Konstrukt (insofern mehr als „imaginär“), sie fungiert vielmehr im geschichtlichen Längsschnitt seismografisch als Identitätsmarker und Waffe der verschiedenen Religionen gegen andere Weltanschauungen. Für den Umgang der christlichen Kirchen mit dem Phänomen Blasphemie legen sich meines Erachtens folgende prinzipiellen Ratschläge nahe: Zunächst gilt staatspolitisch für Christen, dass sie hierzulande in einer offenen pluralen Gesellschaft leben, in der (auch) sie einer Duldungspflicht unterliegen: Man muss den (legitimen) Freiheitsgebrauch der anderen – selbst wenn es weh tut – ertragen; dies nicht nur in juristischer Perspektive, sondern auch im Blick auf eine redliche intellektuelle Selbstachtung: Es gilt, nicht nur zähneknirschend mit der geballten Faust in der Tasche, ein tolerantes Minimum an innerer Distanz zu ureigenen Überzeugungen aufzubringen. Eine der Früchte einer souveränen selbstkritischen Haltung ist der Humor – es ist sicher kein Wunder, dass gerade in katholischen Landstrichen Fastnacht Tradition und Konjunktur hat. Selbstironie und Lachen helfen gegen Gewaltphantasien! Schließlich nimmt man vermutlich konfliktsuchenden Provokateuren und chronischen Tabubrechern am ehesten den Wind aus den Segeln, wenn sich die Glaubensgemeinschaft um eine authentische und überzeugende Darstellung christlicher Existenz in Gedanken, Worten und Werken bemüht. Dubioses Finanzgebaren, bischöfliche Prunkbauten und abscheuliche Missbrauchsfälle hingegen wirken absolut kontraproduktiv.

Gustav Schmitz

Wolfgang George (Hg.)
Laudato Si'
Wissenschaftler antworten
auf die Enzyklika von Papst Franziskus

Gießen: Psychosozial-Verlag, 2017
367 Seiten
34,90 €
ISBN 978-3-8379-2642-2

Die Enzyklika *Laudato Si'* richtet sich an alle Menschen guten Willens und regt den Dialog mit den Wissenschaften an. Der vorliegende Sammelband folgt dieser Einladung. Er sammelt 25 Beiträge aus unterschiedlichen Disziplinen und ordnet sie in die Cluster „Umwelt und Klima“, „Technik, Wissenschaft und Ökonomie“, „Gesellschaft und Konsum“, „Kultur, Religion und Psychologie“ sowie „Transfer“ ein. Während der Lektüre vermisst der Rezensent den Bereich „Politik und Rechtswissenschaften“, weil beide Disziplinen eine entscheidende Rolle im Wandel von Strukturen spielen. Dennoch lohnt die Lektüre der vielen Artikel, die einzeln gelesen werden können, denn sie zeigen die Vielfalt der Perspektiven, die der Enzyklika überwiegend, zuweilen kritisch, zustimmen und ihre Themen in den jeweiligen Fachgebieten konkretisieren. Das ist neu, denn bisher gab es auf katholische Lehrtexte, wenn sie überhaupt wahrgenommen wurden, aus den Wissenschaften Kritik und Ablehnung. *Laudato Si'* aber hat einen ganz anderen Sprachstil, wie Wolfgang Beutin in einem der drei einleitenden Artikel darlegt, der insbesondere jenen empfohlen sei, die mit der Sprach- und Textgattung von Enzykliken nicht vertraut sind. Ebenso erleichtert die ausführliche Einleitung des Herausgebers die Übersicht über die Beiträge.

Im Abschnitt „Umwelt und Klima“ beschreibt der Ozeanograph Martin Visbeck die Bedeutung der Meere für das Klima und die Schäden durch Übernutzung, den Missbrauch der Ozeane als Müllkippe sowie die Einleitung von landwirtschaftlichen Chemikalien. Dazu passt die Analyse der anthropogenen Stoffströme der Agrarwissenschaftlerin Christine Rösch zu Strategien zur nachhaltigen Gestaltung der Stoffströme. Für den Schutz der Meere bedarf es einer globalen Governance unter dem Dach der UNO.



Im Cluster „Technik, Wissenschaft und Ökonomie“ klärt Andreas Beyer zunächst das Verhältnis zwischen Natur- und Geisteswissenschaften und problematisiert den Zusammenhang zwischen Überbevölkerung und Umweltzerstörung, wobei er die Haltung der katholischen Kirche zur Geburtenkontrolle kritisiert. Leider spricht er die entscheidende Rolle der Bildung insbesondere der Frauen nicht an. Unverständnis und Ablehnung prägt den längsten Artikel des Betriebswirtschaftlers Manfred Becker, der in einem verengten Wirtschaftsverständnis verhaftet bleibt und eher eine Apologie des Marktes und der BWL bietet, jedoch problematische Folgen ausblendet. Das Problem der Externalisierung taucht im gesamten Cluster nicht auf, obwohl es als Hauptproblem des Konfliktes zwischen Umwelt und Wirtschaft in der Umweltökonomie fest verankert ist. Wohltuend ist der daran anschließende Beitrag des Volkswirtes Johannes Schmidt, der den Begriff der Nachhaltigkeit im Drei-Säulen-Modell von Ökonomie, Soziales und Ökologie darlegt, auf mögliche Zielkonflikte eingeht und sie auflöst. Er stimmt der Analyse der Enzyklika zu, dass soziale und ökologische Aspekte nicht sinnvoll zu trennen sind, Fragen der Gerechtigkeit bzw. der Verteilung sind seinem Ansatz nicht fremd.

Die Beiträge im Cluster „Gesellschaft und Konsum“ schließen auf einer anderen Ebene an, wenn Armin Grunwald der Verantwortung der Konsumenten und deren Verstrickung in fremdbestimmten Strukturen nachgeht und eine verteilte Verantwortung von Konsumenten sieht, die zugleich als Bürger für die Gestaltung der Rahmenbedingungen mitverantwortlich sind. Michael Opielka zeigt die Bedeutung der Religion für die Wertproblematik auf, während Hans Peter Klein die problematischen Folgen einer Ökonomisierung wie Privatisierung aller Lebensbereiche darlegt.

In dem sechs Artikel umfassenden Cluster „Kultur, Religion und Psychologie“ sieht der katholische Theologe Elmar Nass in der Enzyklika ein neues Paradigma, welches die Spiritualität für Sozialethik fruchtbar macht. Sollte der Graben zwischen Einsicht und Tun überbrückt werden, dann darf man wohl von einer Innovation für die heutigen wirtschafts- und sozialetischen Diskurse sprechen, die zu Recht als Strukturenethik sich von der Individualethik abheben. Spiritualität und Engagement wären damit als politische Praxis zu verstehen. – Einen weiteren Paradigmenwechsel sieht Christoph Bals in der Abkehr von der Herrschaft des Menschen hin zu „Geschwisterlichkeit im gemeinsamen Haus“ und findet über die Rolle des Gemeineigentums zu politischen Forderungen.

Unter der Überschrift „Transfer“ sind die Beiträge von Ulf Hahne und Anja Maritneit hervorzuheben: Während der eine Raumnutzungsmuster analysiert und konkrete Veränderungsmöglichkeiten aufzeigt, beschreibt die andere die Bedeutung der Ernährung für Klima und Gerechtigkeit sowie regionaler und globaler Vernetzung.

Fazit: Zu empfehlen ist der Sammelband für Religions-, Ethik-, Wirtschafts- und Politiklehrer und darüber hinaus engagierten Gruppen nicht nur in katholischen Gemeinden.

Georg Horntrich

Norbert Feinendegen
Apostel der Skeptiker
C.S. Lewis als christlicher Denker der Moderne

Dresden: Text & Dialog Verlag, 2015

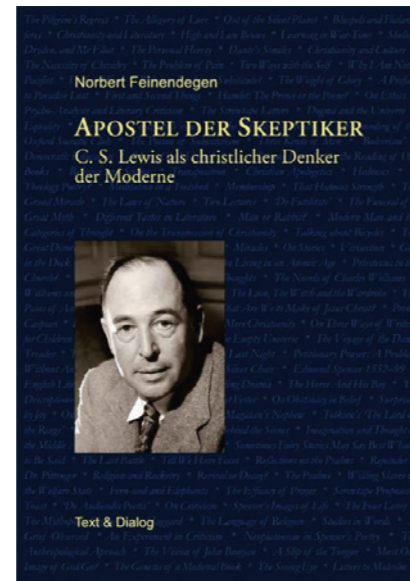
399 Seiten

29,95 €

ISBN 978-3-943897-22-7

Das vorliegende Buch ist die „Kurzfassung“ einer umfangreicheren Dissertation bei Karl Heinz Menke in Bonn. Dem Autor ist es dennoch gelungen, in einem immer noch umfänglichen Werk in das weitläufige Lebenswerk von C. S. Lewis einzuführen, das sich sprachlich außerordentlich vielseitig zwischen reflektierendem Begreifen und spannendem Erzählen bewegt: Als Literaturwissenschaftler „denkt“ Lewis Gott, als Schriftsteller „erzählt“ er ihn. In seinem Gesamtwerk bilden Mythos und Logos eine Einheit – so wie in der Menschheitsgeschichte sich Göttliches zunächst erzählend im Mythos meldet, im Christentum einmalig und wahrhaftig Geschichte wird und sich im Logos „denkbar“ zeigt, wie es Feinendegen in der Auseinandersetzung Lewis' mit seinen Meinungsgegnern und seinen Gesprächspartnern darlegt.

Für Lewis wird die Welt zur Bühne, auf der das Leben der Menschen und aller Kreaturen „gespielt“ wird. Gott kommt da so wenig vor wie Goethe in seinem „Faust“. Im Gegensatz zu Goethe und seinem „Faust“ hat Gott einen einmaligen, auf die Länge der gespielten Stücke bezogen, kurzen Auftritt auf der Bühne der Welt. Feinendegen reserviert dafür die beiden letzten Kapitel seines Buches, in denen er zeigen will, dass aus einer langen mythischen Tradition in der Inkarnation Gottes im Mann aus Nazareth historisch „greifbarer“ Logos geworden ist. Inkarnation wird daher zum zentralen Begriff des Gottes-, Welt- und Menschenverständnisses von Lewis.



Bevor Lewis Gott „dachte“, passierte ihm das, was C. G. Jung einmal für die ganze Menschheit annahm: „Ehe die Menschen lernten, Gedanken zu produzieren, kamen die Gedanken zu ihnen.“ Vor dem Denken und Erzählen hat er ihn „erfahren“, denn er wurde, wie er schrieb, „von Freude überrascht“. Mehrmals – zum ersten Mal im Alter von 8 Jahren. Wie sieht so eine Überraschung aus? Etwas ganz Alltägliches ist der Anlass, und dann geschieht es! Einen Türspalt breit eröffnet sich der Blick in eine andere Welt. Das erste Mal war es ganz unspektakulär der Spielzeuggarten seines Bruders in einer alten Blechdose. Aber dann verselbständigen sich alle Eindrücke, ein Gefühl der Überwältigung und tiefer Sinnerfüllung macht sich breit – so tief, dass alle möglichen Freuden der Welt überboten werden. Lewis erwähnt ausdrücklich, dass auch kein sexuelles Erleben mithalten kann. Diese überwältigende Erfahrung beschreibt er einmal so – und das ist dann das Schlüsselerlebnis der Narnia-Chroniken geworden: „Ich hatte nicht im Geringsten das Gefühl, in größerer Menge oder besserer Qualität eine Freude zu erhalten, die ich schon kannte. Es war mehr, als wenn ein Schrank, den man bisher als Platz geschätzt hatte, um dort Mäntel aufzuhängen, sich eines Tages, beim Öffnen der Tür, als Weg in den Garten der Hesperiden herausstellte.“

Wenn Lewis Gott denkt, begegnet der Wirkgrund allen Wirkens – und das ist Gott. Das geschöpfliche Wirken denkt er in objektiven Wirklichkeitsstufen oder Wirklichkeitsschichten. Diesen muss sich unsere Vernunft adäquat annähern. Diese Wirklichkeitsschichten sind vom Wirkgrund zu unterscheiden. Lewis hat sich ausdrücklich von einem deistischen Gottesverständnis verabschiedet und ein theistisches gewählt. Auf der von ihm bemühten Analogie der Bühne erscheinen wir mit allem Lebendigen und sinnhaft Erfahrbarem. Alles auf der Bühne sinnfölig Erfahrbare wird zum Telos für Naturgesetze, die eine andere, allerdings sekundäre Wirklichkeitsstufe darstellen; Naturgesetze sind ein mathematisch quantitativer Blick hinter die Kulissen. Sie setzen in Szene, was auf der Bühne – das ist die Lebenswelt – qualitativ geschieht. Naturgesetze sind demzufolge ein ehernes Geflecht, die das ursprüngliche Wirken Gottes verfugen. Gott bleibt anders als im Deismus immer Souverän seiner Schöpfung, der Gott vom Sinai, der Gott der Propheten, der Gott von Getsemani und Golgota und des leeren Grabes.

Allein deshalb hält Lewis Wunder nicht nur für möglich, sondern auch für nötig. Wunder sind für ihn allerdings keine Aufhebung der Naturgesetze, sondern ein Wirken in ihrer Kausal- oder Quantenmechanik, aber unter einer Bedingung: Wunder geschehen nur aufgrund eines Dialogs mit Menschen: Entweder durch Gott; dann wird eine Jungfrau schwanger ohne Mitwirken eines Mannes, und die Schwangerschaft verläuft wie gehabt. Gott ist der Wirkgrund dieser entscheidenden Etappe der Heilsgeschichte, und zwar auf die gleiche Art, wie er der Wirkgrund der Schöpfung überhaupt gewesen ist. Oder Gott antwortet auf eine der vielen Bitten der Menschen um Heil und Heilung und erfüllt sie – wie in einer der vielen neutestamentlichen Geschichten und auch danach – oder gibt wenigstens Beistand. Der ehemals Kranke nimmt sein Bett und geht; Knochen, Sehnen und Muskeln verrichten kausalmechanisch ihr Werk wieder gemäß den Naturgesetzen.

Mit Transposition versucht Lewis die verschiedenen Wirklichkeitsstufen bis zum Wirkgrund „denkbar“ zu machen: Darunter versteht er die Hebung von etwas Niedrigerem in ein Höheres und spricht von Perspektiven von unten und oben, von einem Miteinander von Kausalität und Finalität, von vor und hinter der Bühne.

Helmut Müller

Volker Demuth

Fleisch

Versuch einer Carneologie

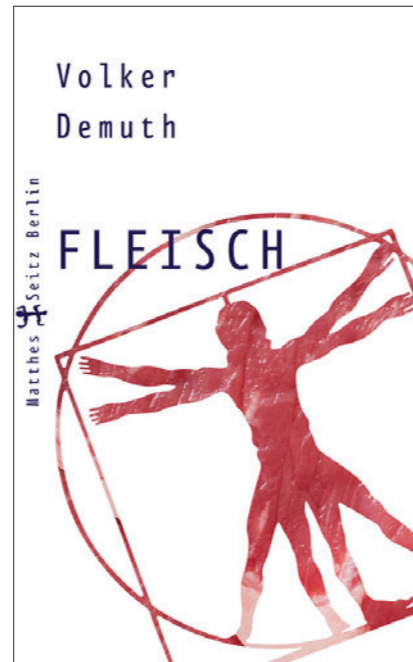
Berlin: Matthes & Seitz Verlag, 2016

332 Seiten

28,00 €

ISBN N: 978-3-95757-233-2

„Kein Krimi mehr ohne Pathologie, kein Mordopfer ohne Close-up auf die Schuss-, Stich oder Schlagwunde. Das tägliche TV-Massaker führt uns massenweise offenes Menschenfleisch vor. Niemand, ob Kind oder Erwachsener, verfügt über den kulturellen Abstand, sich seiner Allgegenwart zu entziehen.“ (14) Volker Demuths enorm kenntnisreiche Kulturgeschichte des Fleisches sollte jeder, der Theologie treibt, gelesen haben, steht doch die Inkarnation, die Fleischwerdung des göttlichen Logos in Jesus Christus, im Zentrum christlicher Theologie. Und die „Theologie des Fleisches“ steht demnach auch am Anfang von Demuths Überlegungen. So eröffnet er in seiner assoziativen „Fleischschau“ geradezu ein Panoptikum, das sich von der „Ästhetik der Wunde“ über „Fleischlose Träume und Kannibalismus“ bis hin zur Überwindung des Fleisches erstreckt. Seine beziehungs- und anspielungsreiche und dabei stets intellektuell-unterhaltsame Untersuchung ringt über 300 Seiten mit der Tatsache, dass wir Menschen sterbliche Wesen sind, dass wir einen Körper haben, eine materielle Basis unserer Existenz, die jeden Tag gefährdet ist und unserem Zugriff weitgehend entzogen bleibt. Der Souverän unseres Körpers sind wir nicht, das spüren wir vor allem im Alter und unausweichlich am Lebensende. Die Tradition der Kirche weiß das allzu gut. *Lex orandi, lex credendi*: Die Kirche betet so, wie sie glaubt und glaubt so, wie sie betet (vgl. KKK 1124), lautet die DNA des kirchlichen Lebens. Und so ist es auch liturgisch konsequent, dass jedem Einzelnen vom Priester am Aschermittwoch mit dem Aschenkreuz ein „Memento Mori“ mit den Worten „Bedenke Mensch, dass du Staub bist, und zum Staub zurückkehrst“ (Gen 3,19) auf die Stirn gezeichnet wird.



Unser Körper ist nicht alles, aber ohne unseren Körper ist alles nichts. Er ist die Basis unserer Leiblichkeit, die für die Ganzheitlichkeit unseres Lebens steht. Unser Leib schenkt uns Leben und lässt uns resonanzfähig für unsere Umwelt sein, er ermöglicht uns einen vorbegrifflichen Weltzugang und ein individuelles Weltverhältnis und ist die natürliche Voraussetzung, mit anderen Menschen in Beziehung zu treten. Der Leib besitzt somit eine personalrelationale und kommunikative Dimension. So stellt und stellt die bildliche Darstellung von Körperlichkeit – in ihrer Schönheit wie in ihrem Geschundensein – für das Christentum nie ein Problem dar, da Gott unser Fleisch durch seine Inkarnation geheiligt hat und unser sterblicher Körper in der erhofften Auferstehung der Toten in einen Auferstehungsleib personal transfiguriert wird. Das aber kann nur geglaubt und erhofft werden. Der Leib und erst recht der Auferstehungsleib entziehen sich unserem Zugriff. Der Leib besitzt eine geistige und geistliche Dimension.

Der Verfasser aber kennt nur Körper. Fleisch ist für ihn sogar das „Obskure unseres Körpers“. In seiner streng materialistischen Argumentation gelingt es ihm nicht, eine Brücke zu einer umfassenderen, geistigen Sicht auf unseren Körper zu schlagen. Sein Zugang ist reduktionistisch. Der Mensch ist für ihn im Grunde nur die Summe seiner Körperzellen. Von daher verwundert es nicht, dass er dem Christentum die Schuld für den Körperkult in der westlichen Welt gibt, weil das Christentum ungewollt für die „carneologische Inflation“ in der Welt verantwortlich sei: „Das moderne Individuum: nicht mehr himmlisches Geschöpf, sondern Eigenschöpfung im Kraftstudio“. Demuths Blick in die Zukunft des Menschen ist demnach „illusionslos“: „Es bleibt uns nur wenig anderes übrig, als eine mehr oder weniger gute Figur innerhalb dieser technisch-medialen Konfiguration zu machen. In ihr wird der Mensch, soweit man darunter das fleischlich verkörperte Subjekt der westlichen Neuzeit verstanden hat, als elektronisch vermittelte Informationsintelligenz recodiert. Die Identität der Cyberkultur baut komplexe, fluide Gebilde aus Technologie, Kommunikation und Bewusstsein zusammen (...). Das verwandelt unsere biologische Materie in eine Substanz von Daten. Anders ausgedrückt, Fleisch ist Information.“

Demuth führt uns in „Fleisch“ eine transhumanistische Bioutopie vor Augen, die die radikale Endlichkeit unserer Existenz durch Biotechnologie überwinden und damit den Menschen von seiner Krankheit zum Tode „erlösen“ will. Aus dem alten Menschen ist hier ein biologischer Datenspeicher geworden. Wieder einmal wird ein Neomythos (Linus Hauser) geboren, bei dem der Leser am Ende der Lektüre nicht so genau weiß, ob Demuths „Fleisch“ eine ernst zu nehmende Kulturgeschichte des Fleisches oder doch eher zur Science-Fiction-Literatur zu zählen ist. Gut geschrieben, aber zum Ende hin eine der zahlreichen Dystopien vom Ende des Menschen, der seine Seele und Gott verloren hat: „Die uralte menschliche Hoffnung, die eigene Hinfälligkeit und damit den Tod zu überwinden, seit alters her übertragen in den Kernbereich der Religionen, erfährt im Horizont des fleischlosen Metadesigns des Individuums eine human, eigenmächtige, von den Göttern unabhängig gewordene Antwort.“

Martin W. Ramb

Erik Händeler

Himmel 4.0

Wie die digitale Revolution zur Chance für das Evangelium wird

Moers: Brendow Verlag, 2017

122 Seiten m. s-w Abb.

10,00 €

ISBN 978-3-96140-022-5

Mit seinem Büchlein „Himmel 4.0“ schlüpft der Wirtschaftsjournalist und Zukunftsforscher Erik Händeler in die Rolle des „ökonomisch bewanderten Glaubensbruders“ (36), der unter dem Eindruck gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Entwicklungsprozesse, die unter den Schlagworten „Industrialisierung 4.0“ und „Digitalisierung“ breit diskutiert werden, nach den Herausforderungen und Chancen für die – in erster Linie christliche(n) – Kirche(n) fragt.

Händelers Deutungen fußen auf der sogenannten Kondratieff-Theorie, die Innovationen (wie z.B. die Entwicklung des Automobils) in den Ausgang von sich zyklisch ereignenden, langjährigen wirtschaftlichen wie gesamtgesellschaftlichen Auf- und Abschwungprozessen stellt. Entsprechend bilde die sich derzeit ereignende Transformation zu einer Informations- und Wissensgesellschaft den Anbruch eines neuen Zyklus. Dieser Transformationsprozess verlange wie nie zuvor Wandel und Anpassung unserer Denk- und Verhaltensmuster. Teamfähigkeit, flache Hierarchien, Kooperations- und Kommunikationsvermögen gelten dem Autor als Grundkompetenzen auf dem Weg zur Wohlstands(rück)gewinnung und stehen exemplarisch für eine notwendige gesellschaftliche Ausrichtung an universalethischen Grundprinzipien, die nach Vorbild des Evangeliums geformt werden könnten. Kirche(n) sieht Händeler in einer besonderen Verantwortung, insofern es ihnen obliegt, die (Rück-)Besinnung auf diese Universalethik vorzunehmen und anzuleiten und darüber hinaus die eigenen innerkirchlichen Struktur- und Wandlungsprozesse nach universalethischen Grundprinzipien fortzuführen, um zugleich überlebensfähig und orientierungstiftend in der neuen Gesellschaft zu sein. Eine wesentliche Bedeutung



in den beschriebenen Transformationsprozessen kommt dabei der Ausbildung einer neuen Streitkultur zu, von der der Autor hofft, dass sie theologisch in Richtung einer überindividuellen Theologie des Streitens aufgegriffen wird.

Angesichts der zentralen Bedeutung, die Händeler dem Streiten und der kooperativen Kommunikation beimisst, nimmt die Form, in der er sein Büchlein darbietet, doch Wunder. Zwar werden vielfach streitbare Thesen formuliert und in den Diskurs eingebracht, woraus der Leser sicherlich einen Gewinn ziehen kann, doch verbleiben Händelers Ausführungen streng in den Bahnen seiner eignen Anschauungen. Untersuchungen oder Analysen anderer Personen kommen weder direkt noch indirekt zum Tragen und lassen somit keine Verortung Händelers in einem breiteren Diskursfeld zu. Einzig seine eigene, vorhergehende Abhandlung „Geschichte der Zukunft“ wird an wenigen Stellen zur Untermauerung seiner Thesen herangezogen. So bleibt der Leser letztlich mit der Anschauung Händelers konfrontiert, die sich an einigen Stellen als

stark eingeschränkt erweist: Das ist der Fall, wenn er aus einer (zu) selbstbewussten abendländisch-christlichen Position heraus Europa und dem Christentum Leitfunktionen auf dem Weg zu einer neuen Gesellschaft angedeiht lässt und zugleich anderen Nationen(verbänden) und Religionen diese Rolle abspricht, da sie einseitig als an Gruppen- oder Individualethiken orientiert aufgefasst werden. Oder wenn er Religion und Wirtschaft als die einzigen „zwei Quellen [benennt], aus denen sich die Maßstäbe speisen, wie wir unser Leben gestalten“ (34), und damit weitere Zugänge zur Weltanschauung unterminiert. Besonders schwer wiegt aus meiner Sicht, dass Händeler letztlich auch eine Grundfeste seiner eigenen Anschauung unthematisch auszuhöhlen scheint. Lässt der Titel Himmel 4.0 immerhin noch die Erwartung eines Himmel 5.0 zu, der, in den Bahnen der Kondratieff-Theorie denkend, notwendig folgt, so bleibt nach Lektüre einiger Stellen doch der Eindruck zurück, dass die neue Wissensgesellschaft nahezu paradisische Züge trägt. So verspricht sich Händeler von der Etablierung der Streitkultur nicht weniger, als dass man „den Anteil an Scheidungen wieder senken, die Familienqualität steigern und die Geburtenrate auf ein ausgeglichenes Niveau erhöhen könnte“ (66), und von der „(Ge-)Wissensgesellschaft“ nicht mehr, als dass sie der (Heils-)Ort wird, auf den hin sich die „ganze Kette an Menschen und Ereignissen der vergangenen 2000 Jahre“ entwickelt und an dem sich „das entfalten kann, was das Evangelium ausmacht“ (69).

Wo sich der Himmel 4.0 derart zusehends in einen Heilsort wandelt, verhallen Händelers mitunter bedenkenswerten Anstöße in den Ohren derer, die das Heil aus guten Gründen (allenfalls) im Jenseits verortet wissen wollen.

Michael Novian

Geschichte von
Königen, Richtern und Propheten

digitale Sucht

Jugend und Jenseits

Kirchengeschichte in Karikaturen

Kinder-Bibel

Religion in Rock- und Popmusik

Religionspädagogik

Peter Erdmann
Jugend und Jenseits

Münster: Aschendorff Verlag, 2017

328 Seiten

45,00 €

ISBN 978-3-402-13099-5

67,4% der im Rahmen einer Dissertation befragten Jugendlichen haben eine Vorstellung vom Jenseits, ohne diese jedoch unbedingt mit dem Wort Jenseits oder anderen tradierten Begriffen beschreiben zu können!

Peter Erdmann hat im Rahmen seiner Dissertation eine umfangreiche Erhebung unter über 1.600 Schülern vorwiegend der Sekundarstufe I in Nordrhein-Westfalen durchgeführt. Dabei verfolgte er das Ziel, die aktuellen Vorstellungen Jugendlicher vom Jenseits und deren Bedeutungen in ihrem Leben systematisch zu erfassen und auszuwerten, um daraus religionspädagogische Konsequenzen zu ziehen. Befragt wurden komplette Klassen, unabhängig von der Konfessions- oder Religionszugehörigkeit der Schüler.

Die Ergebnisse der Befragung bestätigen zum Teil die Ergebnisse anderer Studien, die die Frage nach Vorstellungen vom Leben nach dem Tod nur am Rande streifen (Shell-Jugendstudien, Sinus-Millieu-U18-Studie). Sie geben darüber hinaus aber noch viel konkretere Einblicke in die Gedankenwelt Jugendlicher zu ihren Vorstellungen vom Leben nach dem Tod. Dank eines sehr gut konzipierten Erhebungsbogens liefert Erdmann differenzierte Ergebnisse, die sich je nach Religionszugehörigkeit und religiöser Sozialisation der Jugendlichen stark unterscheiden, und analysiert sie verständlich und übersichtlich. Dabei spielen traditionelle Begriffe wie Paradies, Gericht und Fegefeuer ebenso eine Rolle wie die Beschreibung des Lebens nach dem Tod anhand von Farben und Gefühlen, um den Jugendlichen entsprechende Ausdrucksmöglichkeiten an die Hand zu geben. Im Blick ist dabei das Problem der gesellschaftlichen Tabuisierung des Themas und die Frage, welche Auswirkungen dies auf Jugendliche und ihre Meinungsbildung hat.



Für knapp 55% der befragten Jugendlichen sollte Leben nach dem Tod ein Thema im Religionsunterricht sein. Für die 26,4%, die das Thema für eher nicht wichtig oder gar nicht wichtig im Religionsunterricht halten, spricht gegen eine Thematisierung, dass im Unterricht die Intimität und eine passende (Gesprächs-)Atmosphäre fehle. Außerdem könne es zu dieser Frage keine letzte Antwort gegeben werden und sei somit nicht tauglich für den schulischen Unterricht. Für die Thematisierung im Religionsunterricht spricht aus Sicht der befürwortenden Jugendlichen (eher wichtig / sehr wichtig), dass es ein interessantes Thema mit Bedeutung im eigenen Leben sei. Die Beschäftigung mit der Frage gebe die Gelegenheit, Vorwissen für eine mögliche persönliche Konfrontation mit dem Tod zu erlangen und, trotz der Unbeantwortbarkeit der Frage, sei der Austausch darüber sehr wichtig. Die Frage nach dem Jenseits wird von den Schülern als Grundlage und Kernelement des religiösen Glaubens identifiziert und damit der Religionsunterricht als bestmöglicher Ort zur Beschäftigung.

Suzanne Lier
Reise durch das Alte Testament
Geschichte von Königen, Richtern und Propheten
Ein Lesebuch für die Familie mit Bildern der Kunst

Rhöndorf: Verlag Bibel und Kunst. 2017
431 Seiten m. farb. Abb.
34,90 €
ISBN 978-3-9815308-2-7

Mein Fazit: Peter Erdmann verdeutlicht in seiner Dissertation überzeugend, dass das Thema Leben nach dem Tod ein sehr wichtiges Thema für Jugendliche ist und der Religionsunterricht von ihnen als ein möglicher und sinnvoller Ort zum Gespräch gesehen wird. Die Schüler sind an der Glaubenseinstellung des Lehrers, der kirchlichen Lehre und der Einstellung der eigenen Peergroup interessiert. Somit bietet dieses Buch eine ideale Vorbereitung für eine sensible Beschäftigung mit einem bedeutsamen Themenkomplex.

Thorsten Klug

Das Lese- wie Kunstbuch „Reise durch das Alte Testament“ ist wie ein Gang durch eine Gemäldegalerie. Der Leser ist durch die reiche Bilderfülle eingeladen, ohne einer streng geordneten Lektüre nach Seitenzahlvorgaben einfach den Augen zu folgen. Ähnlich wie bei einem Museumsbesuch verweilt der Betrachter bei dem persönlich ansprechenden Werk, um sich dann in den der Darstellung beige-fügten Text zu vertiefen. Da das Buch einen breiten Leserkreis ansprechen will, um z.B. in der Familie mit altersverschiedenen Mitgliedern Interesse an der Bibel zu wecken, ist solch eine visuelle Entdeckungsreise der bestmögliche Einstieg und ermöglicht den subjektiven Zugang.

Die zu den Bibeltexten ausgewählten Bilder sind kunsthistorische Klassiker aus den verschiedensten Epochen. In dieser Hinsicht begibt sich die Familie mit der Reise durch das Alte Testament auch auf kulturelle Bildungsreise. Jedem Kunstwerk ist neben der Angabe zu Künstler, Entstehungszeit, Informationen zu Bildformat und Maltechnik der museale Standort angegeben, so dass dieses Buch zu Museumsbesuchen motiviert, um das Original mit Wiederentdeckungsfreude zu betrachten. Neben den Kunstbildern ist die graphische Textgestaltung für das Auge ansprechend. Biblische Texte, Erläuterungsangaben, Bildinformationen sowie inhaltliche Resümees sind schriftgraphisch klar voneinander abgesetzt. Der biblische Erzähltext ist in gut lesbaren großen Schriftzeichen gedruckt, so dass sowohl der erste Leser wie der Senior sich in die gemeinsame Lektüre vertiefen können.



Aus dem inhaltlich umfassenden Lesestoff über alttestamentliche Könige, Richter und Propheten sei exemplarisch die Geschichte des König David ausgewählt. Bereits das Titelbild, Ausschnitt einer Glasmalerei aus dem Ulmer Münster, verweist auf die bedeutende Gestalt jüdischer Geschichte. Das eigene Vorwort für die Kinder stellt einen altersbezogenen Zugang zu Davids Leben her und bringt wiedererkennbare Lebenskonflikte aus der persönlichen Erfahrungswelt zur Sprache. Die Erzählhalte aus dem Leben Davids sind facettenreich und eignen sich daher für generationenübergreifende Gespräche. In der thematischen Kontrastierung findet sich reichlich Stoff für den Austausch von Lebenserfahrungen alter wie junger Menschen wie David gegen Goliath, Ohnmacht gegen Übermacht, treue Jugendfreundschaft trotz Mißtrauen von Seiten der Erwachsenen, Jonathans und Davids unzerstörbare Freundschaft gegen Sauls Argwohn. Unter den Illustrationen zu Davids Leben finden sich in diesem Buch Abbildungen von Kunstklassikern:

Gemälde von Rembrandt, Gentileschi, Rubens, etc., Skulpturen von Donatello und Michelangelo. Eine Pastellzeichnung von Otto Dix mit dem Motiv des vor Saul musizierenden David dürfte besonders junge Betrachter wegen des expressiven Malstils ansprechen. Denkbar, dass sich beim Betrachten der bildnerischen Gegenüberstellung des altersgrauen Saul und des jugendlich verträumten David alters-differente Generationen im Gespräch über Selbst-wie Fremdwahrnehmungen austauschen können. Gesprächsfördernd bei der gemeinsamen Bildstudie wie Lektüre sind die in den kommentierenden Begleittexten gestellten Fragen wie Gedankenimpulse. Zum wiederholten Entdecken und Vertiefen laden Bilderrätsel, vergleichbar den vom Memoryspiel bekannten Bildausschnitts-Karten, am Ende der jeweiligen alttestamentlichen Bucheinheiten ein.

Mit Suzanne Liers Buch „Die Reise durch das Alte Testament“ erwirbt die Familie einen Kunst- wie Leseschatz, der immer wieder neu in gemeinsamen Erzählstunden entdeckt werden kann.

Marie-Luise Reis

Eva Willebrand

**Literarische Texte in Religionsbüchern
Zwischen Verkündigung, Erfahrungsspiegelung
und Erschließung religiöser Tiefen**

Bad Heilbronn: Julius Klinkhardt Verlag, 2016

436 Seiten

49,00 €

ISBN 978-3-7815-2096-7

„Misstraut gelegentlich euren Schulbüchern! Sie sind nicht auf dem Berg Sinai entstanden, meistens nicht einmal auf verständige Art und Weise, sondern aus alten Schulbüchern, die aus alten Schulbüchern entstanden sind, die aus alten Schulbüchern entstanden sind. Man nennt das Tradition. Aber es ist etwas ganz anderes.“ Pointiert fordert Erich Kästner in seiner „Ansprache zum Schulbeginn“ einen kritischen und mündigen Umgang mit Schulbüchern. Eva Willebrand, Theologin und Germanistin, hat in einer umfangreichen und quellenkundigen Studie einen ebensolchen Umgang mit Religionsbüchern im Sinne Kästners gewagt. Dabei gilt das Forschungsinteresse ihrer von Georg Langenhorst betreuten Dissertation der Verwendung von literarischen Texten in Religionsbüchern. Die Autorin zeichnet in historischer Perspektive entscheidende Wegmarker und Grundtendenzen eines sich stetig wandelnden religiösen Lernens anhand literarischer Texte nach und verweist schließlich fundiert auf Möglichkeiten und Gewinne eines literarisch sensiblen Religionsunterrichts.

Für die Beantwortung der Fragen, welche Texte von welchen Autoren Verwendung in Religionsbüchern finden, mit welcher didaktischen Intention diese ausgewählt worden sind und auf welche Weise methodisch mit diesen verfahren wird, wertet Willebrand einen opulenten Korpus aus: Den Untersuchungsgegenstand bilden die zwischen 1945 und 2013 erschienenen Unterrichtswerke für den katholischen Religionsunterricht an Gymnasien in den Klassen 9 bis 13.



Um diese Fülle an Religionsbüchern kriteriengeleitet einordnen zu können, arbeitet die Autorin drei Phasen des Umgangs mit literarischen Texten in religionsdidaktischer Absicht heraus. Zunächst bestimmt sie eine erste Phase, die durch die Materialkerygmik geprägte Zeit zwischen 1945 und dem Ende der 1960er-Jahre, in der sich die Verwendung von literarischen Texten daran entschied, ob sie die christliche Wahrheit widerspiegeln oder nicht. Als eine zweite Phase ergibt sich für die Autorin die Zeit des hermeneutischen Religionsunterrichts, in welcher der Wert von literarischen Texten als Spiegel menschlicher Erfahrungen für religiöses Lernen entdeckt und gewürdigt wird. In den späten siebziger Jahren beginnt schließlich die dritte und bis heute andauernde Phase eines dem Korrelationsprinzip verpflichteten Religionsunterrichts, in dem literarische Texte einen festen Raum für die Wechselbeziehung zwischen überliefertem Glauben und der heutigen Erfahrung von Schülern gewinnen. Anfragen lässt sich sicher, ob, wie Willebrand es formuliert, das Korrelationsprinzip noch immer ein unkonkretes, offenes Leitprinzip ist und wirklich nie zu einer Konzeption ausgearbeitet worden ist. Die Autorin differenziert die drei Phasen sodann noch einmal nach thematischen Lernfeldern, wie etwa Gottesfrage, Kirche, Tod und Auferstehung, oder in den späteren Phasen anthropologische Grunderfahrungen, wie Mensch und Welt, Liebe, Partnerschaft und Sexualität.

In einem gerechten und wertschätzenden Modus stellt die Autorin Konstanten und Weiterentwicklungen des Umgangs von Religionsbüchern mit literarischen Texten in den vergangenen 70 Jahren dar. Dabei verzichtet sie nicht darauf, entscheidende Fehlentwicklungen offen zu benennen, etwa als in der von der Materialkerygmik geprägten Zeit der Umgang mit Literatur in Religionsbüchern eher einer stumpfen Funktionalisierung von Literatur gleichkam und vor vermeintlich falschen Propheten wie etwa Lessing, Goethe oder Rilke zu warnen war, da diese ihren Blick auf Gott und die Welt fernab der katholischen oder christlich verbürgten Wahrheit zu formulieren wussten.

Dass Willebrand in ihrer Arbeit bewusst auf einen eindeutigen Literaturbegriff verzichtet und mit „Literarizität“ die denkbar weiteste Kategorisierung literarischer Texte wählt, kann aus literaturwissenschaftlicher Perspektive als starkes Wagnis dieser Arbeit begriffen werden. Zu den eindrucksvollsten Passagen des sehr sorgfältig gestalteten Bandes gehören vor allem die Reflexionen der Verwendung von literarisch-theologischen Grenzgängern in Religionsbüchern – wie etwa Franz Kafka oder Bertolt Brecht –, die das Suchen des Menschen, seine Sehnsucht nach Gott und ebenso die leise Ahnung der Moderne und Postmoderne, dass es ihn doch nicht geben könnte, in Worte fassen. Innovativ schließt die Autorin den Band mit einem Plädoyer für einen literarisch sensiblen Religionsunterricht ab, der sich den Konzepten eines kompetenzorientierten, konstruktivistischen, ästhetischen oder performativen Religionsunterrichts verpflichtet wissen könnte.

„Literarische Texte in Religionsbüchern“ ist ein anspruchsvoll zu lesender und zugleich höchst gewinnbringender Band für alle Verantwortlichen in religiösen Lern- und Bildungskontexten, die Literatur als Modus der Gottes- und Weltspiegelung fruchtbar machen wollen und sich nicht vor Erich Kästners Forderung nach einem bisweilen misstrauenden Umgang mit Schulbüchern scheuen.

Clemens Hermann Wagner

Manfred Eder
Kirchengeschichte in Karikaturen
Von der Französischen Revolution
bis zur Gegenwart

Ostfildern: Matthias Grünewald Verlag, 2017
456 Seiten mit s-w u. farb. Abb.
39,00 €
ISBN 978-3-7867-3101-6

Cartoons und Karikaturen sind aus dem Bild- und Medienzeitalter nicht mehr wegzudenken. Stets sind sie kritisch provozierend und streuen allzu oft Salz in die wunden Gemüter aus Politik und Religionsgemeinschaften. Spätestens seit dem Anschlag auf das französische Satiremagazin Charlie Hebdo wissen wir wieder um die Sprengkraft, die sie entfalten können. Sie fordern schonungslos zur Auseinandersetzung mit der aktuellen Wirklichkeit heraus und verstehen es in zugespitzter Form, über Verknüpfungen mit vergangenen Ereignissen zum Nachdenken über die Gestaltung der Zukunft anzuregen. Sie hermeneutisch zu entschlüsseln, ist daher nicht immer einfach und bedarf einiger Kompetenzen.

Die Geschichtsdidaktik hat dies längst erkannt und nimmt die Karikatur als historische Quelle zunehmend in den Blick, um über kritische Analyse Geschichte einmal anders als über vermeintliche Fakten zu vermitteln. Daran möchte Manfred Eder mit seiner kirchenhistorischen Einführung über die Epoche von der Französischen Revolution bis zur Gegenwart anknüpfen und schafft damit einen für Theologen ganz neuen Zugang zur Historie der Kirche. Ziel der unterhaltsamen Aufarbeitung der Geschichte anhand von 110 sehr überlegt ausgewählten Abbildungen ist es, „in den Bildern lesen zu lernen“. Das Buch bietet neben einer etwas knappen Hinführung zur Interpretation von Karikaturen und der Beleuchtung von Lernchancen eine umfassende und thematisch-chronologisch geordnete Karikaturensammlung mit individuellen Schwerpunktsetzungen. Dabei liegt der Fokus auf Deutschland und der katholischen Kirche. Evangelische oder ökumenische Kirchengeschichte bleibt leider außen vor. Hier ist Spielraum für weitere Einführungswerke.



Die Auseinandersetzung mit Karikaturen erfordert ein hohes Maß an Abstraktionsvermögen und die Bereitschaft zur kritisch-reflektierenden Wahrnehmung von Kirche. Die Auswertung der gewählten Karikaturen ist erfreulich ausführlich. Jede Karikatur wird in allen Einzelheiten beschrieben, der historische Hintergrund erläutert und erklärungsbedürftige Begriffe oder Sachverhalte in Info-Boxen ausgeleuchtet. Die Info-Boxen sind in manchen Fällen jedoch schlecht platziert, denn sie unterbrechen mitunter den Lesefluss, da sie zum Teil inmitten von Sätzen eingefügt werden. Die Markierung wichtiger Begriffe und Personen in roter Schriftfarbe sowie der Verweis auf weitere Karikaturen in kleinen Kästchen erleichtern die Orientierung und ermöglichen eine schwerpunktartig-selektive Lektüre. Die Hauptkarikaturen werden ergänzt durch zusätzliche Abbildungen und Graphiken. Am Ende des Buches erscheint eine sinnvolle Tabelle mit einer chronologischen Auflistung wichtiger historischer Ereignisse, in die die Karikaturen eingebettet werden.

Auch wenn dieses Buch nicht an die Bandbreite der Themen eines klassischen Einführungswerkes heranreicht – was ausdrücklich nicht angestrebt wurde –, punktet diese individuelle Herangehensweise damit, dass eine rezipientenorientierte Themenwahl statt einseitiger Orientierung an den „großen“ Themen der Kirchengeschichte stattfindet. Manchmal sind es nämlich die randständigen Themen, die die breiten Leserschichten einer Epoche mehr bewegen als die historisch bedeutsamen Entwicklungen. So greifen kirchenkritische Karikaturen eben auch Themen wie die Auseinandersetzung des kirchlichen Lehramts mit modernen Anliegen wie die Laienpredigt oder die Stellung der Frau in der Kirche in zwei frappierend ähnlichen Karikaturen von 1908 und 1996 auf oder rekurren auf die „reisenden Päpste“ seit Johannes Paul II.

Alles in allem wird dieses Einführungswerk dem Anspruch des Autors völlig gerecht, die Aussagekraft von zum Teil noch nie kommentierten Karikaturen wissenschaftlich fundiert und gut lesbar als neuen Zugang für kirchenhistorisches Arbeiten in Schule und Universität fruchtbar zu machen. Die Lektüre macht Lust, selbst aktiv zu werden und sich mit weiteren historisch relevanten Bildwerken auseinanderzusetzen. Das Buch ist uneingeschränkt empfehlenswert und lässt auf Nachfolgewerke hoffen, die weitere Epochen in den Blick nehmen.

Michaela Bill-Mrziglod

Renardo Schlegelmilch

If you believe...

Religion in Rock- und Popmusik

Würzburg: Echter Verlag, 2017

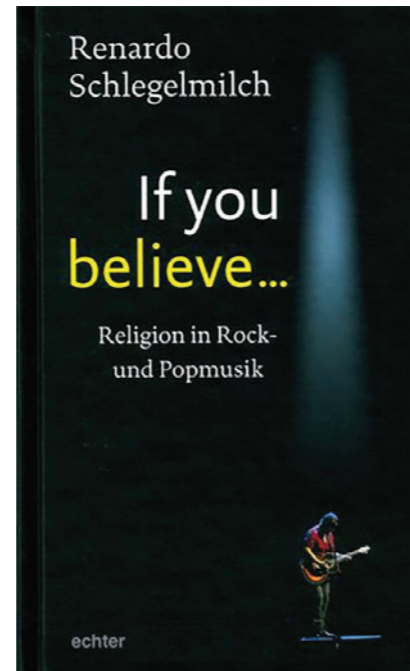
176 Seiten

14,90 €

ISBN 978-3-429-04372-8

Seit den 1990er Jahren hat sich unter Religionspädagogen die Einsicht durchgesetzt, dass es sich lohnt, den bildungsbürgerlichen Dünkel zu überwinden und neben der ernsten Musik auch Rock und Pop im Religionsunterricht zu berücksichtigen. Denn die populäre Musik ist für viele Menschen mehr als nur Unterhaltung; sie ist ein omnipräsentes Mittel der Weltaneignung und -auseinandersetzung: ein global verbindendes und zugleich separierendes, da gruppenkonstituierendes Ausdrucks- und Kommunikationsmedium. Dieses Medium kann – im Sinne eines weiten Religionsbegriffs – selbst eine religiöse Funktion gewinnen: als Trost- und Glücksmittel, als Fixpunkt der persönlichen und kollektiven Erinnerung. Außerdem ist die Rock- und Popmusik inhaltlich religionspädagogisch relevant. Sie verhandelt die Sinnfragen heutiger Menschen, dokumentiert religiöse und weltanschauliche Bekenntnisse und liefert – im Sinne eines Lernens an Vorbildern – Impulse für die eigene spirituelle Entwicklung. Dadurch eröffnet sie einen Zugang zur Lebens- und Glaubenswelt heutiger Menschen.

Die Theologen, die die Chancen einer Beschäftigung mit der populären Musik erkannt haben, stehen jedoch vor dem Problem, dass die Orientierung auf dem weiten Feld der Rock- und Popmusik mit all ihren Genres und wechselnden Moden leicht verloren zu gehen droht. Von Zeit zu Zeit ist es deshalb erforderlich, sich auf diesem weiten Feld neu zu orientieren. Dazu braucht es einen Führer, der über musikgeschichtliches Überblickswissen und über eine solide theologische Bildung verfügt. Renardo Schlegelmilch, Moderator des Kölner domradios, möchte sich als ein solcher Führer empfehlen. Er wendet sich an alle Interessierten und verzichtet darum auf jegliches Fachvokabular – aber ebenso auf eine systematische Analyse und eine leitende These. Sein



Buch besteht aus 39 chronologisch angeordneten Kapiteln, die zumeist ein einzelnes Musikstück in den Mittelpunkt stellen, und einem abschließenden Kapitel, in dem weitere Songs angesprochen werden, die – so der Autor – nicht genug Stoff und Anekdoten für eigene Kapitel geliefert hätten.

Diese Bemerkung, verbunden mit dem Verzicht auf eine thematische Ordnung, lässt bereits die Problematik des Buches erahnen. Statt sich ernsthaft mit den Texten und ihrem religiösen Gehalt zu befassen, setzt Schlegelmilch auf Oberflächliches, vor allem auf die Anziehungskraft der Künstlerbiographie. Im Kapitel über Stings „If I ever lose my faith“ beispielsweise kommt er schnell auf die spirituelle Entwicklung des Musikers zu sprechen und vergisst darüber zu bestimmen, wer das im Song genannte „Du“ ist, an welches das lyrische Ich trotz aller Verunsicherung glauben möchte: Ist es Gott oder ein anderer Mensch? Ähnlich gestaltet der Verfasser die meisten Kapitel: Immer geht es ihm darum, die persönliche Beziehung des Künstlers zu (christlicher) Religion zu skizzieren. Das ist im Grunde eine Kapitulation vor der Komplexität des Themas, das sich

über Biographisches nicht angemessen erschließen lässt. Immer wieder tappt Schlegelmilch in jene Falle, vor der man Studenten der Literaturwissenschaft bereits im ersten Semester warnt. Er setzt das lyrische Ich des Songtextes naiv mit dem Sänger/Schreiber gleich. Im Kapitel über Peter Seegers „Turn! Turn! Turn! (To Everything There Is a Season)“ beispielsweise kommt er am Ende zu dem trivialen Befund, dass die Bibel vielen Künstlern Inspiration für ihre Musik biete. Störend ist auch der assoziative Aufbau dieses Kapitels, in dem Schlegelmilch zwar die biblische Vorlage des Songtextes benennt (Kohélet) und sie in Verbindung mit dem damaligen Protest gegen den Vietnamkrieg bringt, dann die Interpretation des Liedes durch die Byrds in den Blick nimmt sowie einen Song der Puhdys, der ebenfalls von Kohélet inspiriert zu sein scheint. Daran anknüpfend schreibt der Verfasser über „Rivers of Babylon“ und dessen biblische Grundlage, erwähnt, dass der Song im Original von einer Reggae-Band stamme, nur um einen Exkurs über den Rastafarianismus einzufügen, und beschließt das Kapitel mit U2 „40“, das sich an Psalm 40 orientiert, sowie dem „Millenium Prayer“ von Cliff Richard. Das hat nicht nur keine Ordnung, es ist pures Chaos – und so verhält es sich mit dem ganzen Buch.

Dieses Chaos entsteht, weil Schlegelmilch nicht zwischen der inhaltlichen und funktionalen Seite seines Gegenstands unterscheidet und versäumt, den Religionsbegriff zu definieren. Er spekuliert über das erste Musikerlebnis der Menschen vor ca. 35.000 Jahren, vergleicht es mit einem Konzertbesuch und dem Gemeindegottesdienst in einer Harlemer Kirche, bei dem „Oh Happy Day“ gesungen wird. Das tertium comparationis glaubt er darin zu erkennen, dass das Erlebnis der Musik stets den Wissenshorizont übersteige. Schlegelmilch betont damit das ekstatische Moment, die einheitsstiftende Kraft der Musik, mit anderen Worten: ihre funktionale Seite. Das steht im Gegensatz zu seinen anschließenden Bemühungen um den Inhalt der Songs und seine Orientierung an der individuellen religiösen Biographie der Musiker. Dass ihm Religion und Musik in der Einleitung beide als archaisch erscheinen, ist nicht weniger vereinfachend und außerdem theolo-

gisch bedenklich, genauso wie seine Bemerkungen zum Schöpferglauben: Alle großen Weltreligionen seien sich ziemlich ähnlich, da sie an einen Schöpfer glaubten, der über die Menschen wache.

Auf seinem ureigenen Gebiet der Musik leistet sich der Autor sachliche Fehler und blendet Differenzierungsmöglichkeiten aus. So apostrophiert er Rick Rubin mit Hip-Hop und übersieht, dass er auch Metal-Bands wie Slayer, Trouble und Metallica produziert hat. Überhaupt wird der Metal weitgehend vernachlässigt. Angesichts seiner Relevanz für das Thema Religion und Musik ist das ein schwerwiegendes Versäumnis. Gerade die Beschäftigung mit Slayer hätte ihm jedoch helfen können, die Problematik seiner biographischen Fokussierung zu erkennen. Denn Tom Araya, Sänger und Bassist der Band, ist bekennender Katholik und singt trotz allem die von seinen Gitarristen verfassten Zeilen blasphemischen Inhalts. Doch für Rollenlyrik im Dienste eines bestimmten (verkaufsfördernden satanischen) Images fehlt Schlegelmilch das Verständnis, bei ihm ist jede Zeile ernstgemeint und für den Künstler existentiell bedeutsam. Er unterstellt Slayer und anderen Metal-Bands, dass ihr halber Lieder-Katalog „geföhlt“ aus Songs wie „To Hell with the Devil“ bestehe – ein Titel, der aber von der christlichen Metal-Band Stryper stammt. Hinzu kommen zahlreiche Orthographie-, Zeichensetzungs- und Grammatikfehler sowie der Stil des Autors. Man sollte sich auf dem weiten Feld der Rock- und Popmusik besser einem anderen Führer anvertrauen.

Alexander Schüller

Albert Biesinger & Sarah
**Meine Kinder-Bibel für Sonnenschein
und Regentage**
Unter Mitarbeit von Marlene Fritsch
Illustrationen von Elli Bruder

Ostfildern: Patmos Verlag, 2017
121 Seiten m. farb. Abb.
14,00 €
ISBN 978-3-8436-0954-8

In seiner Kinderbibel für Sonnenschein und Regentage erzählt Albert Biesinger in 17 Kapiteln 20 biblische Text nach. Als Großvater unterhält er sich mit seiner Enkelin Sarah: „Neulich kam sie aus der Schule nach Hause und hat gesagt: Opa? Wir haben heute die Geschichte von Jesus gelesen, als er die Händler aus dem Tempel vertrieben hat. Mann, war der wütend! Da hab ich gedacht: Das kenne ich! Manchmal bin ich auch so wütend, dass ich am liebsten die Sachen durch die Gegend werfen würde.“ (6)

Hier wird schon die Vorgehensweise dieser Bibel deutlich: Für jeden biblischen Text werden als Zugang kindliche Erfahrungen und Fragen angeboten. Davon können auch Großeltern, Eltern oder jeder andere (Vor-) Leser profitieren; denn die Erfahrungen und Fragen von Kindern und Erwachsenen sind nicht so unterschiedlich, als dass sie nicht auch für Erwachsene eine Anregung sind, den biblischen Text (neu) zu verstehen.

Alle Kapitel sind gleich aufgebaut: Die Überschriften formulieren in Kurzform die kindlichen Erfahrungen (Kap. 1-10) oder Fragen (Kap. 11-17). So finden sich die Psalmen 104 und 108 unter der Überschrift „Wenn ich fröhlich bin“, die Jona-Geschichte unter „Wenn ich etwas tun soll, wozu ich überhaupt keine Lust habe“ oder das Gleichnis vom verlorenen Sohn unter „Wenn ich mich frage, was richtig und was falsch ist“.



Jedes Kapitel beginnt mit einem Gespräch zwischen Großvater und Enkelin, in dem es um die in der Überschrift angesprochene Erfahrung bzw. Frage geht. Die folgende Nacherzählung der biblischen Geschichte ist zwischen einer und maximal 4 Seiten lang. In manchen Kapiteln gibt es zwei Erzählungen. Sie sind in einer für Kinder im Grundschulalter verständlichen Sprache gehalten. Einige Texte sind (notwendigerweise) Zusammenfassungen der biblischen Vorlage (z.B. Hiob oder Jona). Andere Texte sind ausführlicher als der biblische Text. So wird z.B. die Erzählung vom verlorenen Schaf, die bei Matthäus nur 4 Verse (Mt 18,10-14) umfasst, auf ca. 2 Seiten nacherzählt. Das liegt zum einen daran, dass Biesinger das Gleichnis wie auch Matthäus selber in den Zusammenhang mit dem Streit der Jünger, wer denn der Größte sei, stellt. Zum anderen fügt er kurze Passagen ein, die dem Zuhörer die Situation besser verständlich machen sollen. „Also hütet euch davor, einen solchen kleinen Menschen zu verachten oder nicht gut mit ihm umzugehen!“ Die Jünger wurden ein bisschen rot. Irgendwie war ihnen ihre Frage jetzt peinlich. Aber so ganz verstanden hatten sie noch nicht, was Jesus sagte.“ (61) Dann folgt das Gleichnis vom verlorenen Schaf.

Abgeschlossen werden die Kapitel wiederum mit einem kurzen Dialog zwischen Enkelin und Großvater: Eine Schlussfolgerung aus dem biblischen Text wird gezogen, die Enkelin, noch nicht zufrieden mit dem, was der biblische Text zu ihrer Frage sagt, hakt noch einmal nach oder sie bemerkt „Hm, muss ich wohl noch drüber nachdenken.“ (113)

Insgesamt werden die Texte nicht nach Altem und Neuem Testament sortiert. Gliederung und Aufbau sind bestimmt durch die in den Überschriften zur Sprache kommenden Erfahrungen und Fragen. Die auf farbigen Seiten gedruckte Bibel ist zurückhaltend bebildert. Meist sind es kleinere, seltener ganzseitige Illustrationen, die in der Regel einzelne Elemente oder Personen aus der biblischen Geschichte zeigen. Es stellt sich die Frage, ob es an der einen oder anderen Stelle auch Bilder geben könnte, die eine stärkere Rolle im Dialog von Erfahrung und biblischem Text spielen können.

Insgesamt aber ist es ein durchgängiges Konzept der vorliegenden Kinderbibel, mit Erfahrungen einen Zugang zum Verständnis biblischer Texte zu ermöglichen. Man spürt, dass das dem Tübinger Religionspädagogen nahe liegt. Nirgendwo entsteht der Eindruck, dass der gewählte Zugang dem biblischen Text fremd ist. Im Gegenteil: Oft wirkt erhellend, was hier als Erfahrung mit dem biblischen Text kombiniert wird. Dadurch regt die Kinderbibel zu einer Auseinandersetzung mit dem biblischen Text an. Das wirkt immer offen, nie als einzig mögliche Deutung. Es geht um Möglichkeiten, die zum Nach- und Weiterdenken anregen. Das zeigt sich auch darin, dass Biesinger keinen „Schönwettergott“ präsentieren will. Er möchte einen Gott zeigen, auf den man „auch mal richtig wütend ... sein kann“ (18), er ermutigt den Leser zu akzeptieren, dass es auf die Frage nach dem Leid keine Antwort gibt, und so darf die Enkelin am Ende eines Kapitels noch Fragen haben oder nachdenklich sein. Der Großvater Albert Biesinger hat eine Kinderbibel vorgelegt, die darüber hinaus zeigt, welche Rolle Großeltern in der religiösen Erziehung spielen können.

Christoph Dohmen-Funke

Thomas Feibel
Jetzt pack doch mal das Handy weg!
Wie wir unsere Kinder
von der digitalen Sucht befreien

Berlin: Ullstein Verlag. 2017
271 Seiten
9,99 €
ISBN 978-3-548-37719-3

Die digitalen Geräte, v.a. das Smartphone, haben unsere Gesellschaft sehr verändert und sind vielerorts zu einem der Hauptstreitpunkte in der Erziehung geworden. Thomas Feibel, Journalist, Medienexperte und vierfacher Vater, schreibt sein Buch als Erziehungsratgeber für Eltern, die ihre Kinder auf die Smartphone-Nutzung vorbereiten bzw. diese regulieren wollen. Er führt Argumente ausgewiesener Experten und Studien ins Feld, schildert Fallbeispiele, berichtet von eigenen Erfahrungen und beleuchtet das Thema umfassend.

Gleich im ersten Kapitel „Vorbild sein“ appelliert der Autor ausführlich und eindringlich an die Eltern bzw. Erwachsenen, sich ihrer eigenen Gewohnheiten bewusst zu werden und mit gutem Beispiel voranzugehen. Und auch in den weiteren Kapiteln nimmt er Eltern immer wieder in die Pflicht, sich mit der Thematik zu beschäftigen und ihrer Erziehungsverantwortung gerecht zu werden.

Das Kapitel „Prävention“ beschäftigt sich mit den Grundsatzfragen bei der Einführung in die digitalen Geräte. „Orientierung“ beleuchtet die erste Nutzung, stellt die Netzwelt mit ihren vielfältigen Apps vor und benennt die notwendigen Schutz-Einstellungen. „Regeln“ konkretisiert die gebotenen Verhaltensweisen für Kinder und Jugendliche bezüglich der Nutzungsdauer und der Inhalte, die rechtliche, wirtschaftliche und soziale Sicherheit bieten. „Sucht“ erläutert die Problematik im übermäßigen Umgang mit Smartphones und „Technikverständnis“ klärt über soziale Netzwerke und deren Gefahren auf.



„Empowerment“ widmet sich den Chancen bezüglich der Kreativität, die sich mit den neuen Medien bieten, und hier findet auch das Thema Schule seinen Ort. Feibel sieht Anhaltspunkte für einen inkonsequenten Umgang der Schulen bei der Nutzung von Smartphones. In diesem Zusammenhang schildert er den Ansatz eines Schulleiters eines sachsen-anhaltinischen Gymnasiums, angeleitete Nutzung in den Schulstunden zu erlauben und in den Pausen zu verbieten. Den Kritikern einer solchen Praxis hält er entgegen, dass das Handy als zeitgemäßes Werkzeug zu betrachten sei und dessen Nutzung nicht mit großen Erwartungen wie Lernförderung oder Motivationssteigerung aufgeladen werden sollte. Im letzten Kapitel schlägt der Autor vor, regelmäßig ein „Digital Detox“ zur Entspannung für die ganze Familie einzulegen.

Angenehm fällt auf, dass der Autor einen Weg zwischen der nicht realisierbaren Ablehnung und der kritiklosen Glorifizierung von Medienkonsum im Kindes- und Jugendalter einschlägt. Er positioniert sich im Sinne des „positiven (Erziehungs)Stils“ als „kindzentrierter, aktiver Elterntypus“ (159), der Kinder beobachtet, sich informiert, fördert, warnt, aber nicht blockiert, insofern pragmatisch und nicht ideologisch mit der Thematik umgeht und realistische Ratschläge gibt. Ausführlich wird dabei eine sinnvolle Einführung in das Gerät für jüngere Kinder gegeben. Eltern, denen die Smartphone-Nutzung ihrer medientechnisch bereits sozialisierten älteren Kinder und Jugendlichen missfällt, würden sich – auch wenn der Autor Reglementierungen bei Pubertierenden für nahezu nicht mehr möglich hält – zuweilen noch etwas mehr Informationen zu dieser Zielgruppe wünschen. Insofern spiegelt der Titel, der das Kapitel über Sucht anführt, und erst recht der verkaufsfördernde Untertitel den gesamten Inhalt des Buchs nicht korrekt wider.

Optisch gut gegliedert mit kleinen Tests und Listen, leider aber ohne Stichwortverzeichnis, lädt das Buch zum wiederholten Nachschlagen ein. Obwohl es v.a. an Eltern gerichtet ist, können sich sehr wohl auch Schulen anregen lassen.

Alexandra Reißmann

Konstantin Lindner / Mirjam Schambeck /
Henrik Simojoki / Elisabeth Naurath (Hg.)
Zukunftsfähiger Religionsunterricht
Konfessionell – kooperativ – kontextuell

Freiburg: Herder Verlag. 2017

454 Seiten

38,00 €

ISBN 978-3-451-37802-7

Dass der Religionsunterricht zukünftig konfessionell-kooperativ erteilt wird, ist ein breiter Konsens, der nicht nur von Religionspädagogen beider Konfessionen an den Hochschulen und von einem Großteil der Religionslehrer getragen wird, sondern auch von den deutschen Bischöfen. Ihre jüngste Erklärung „Die Zukunft des konfessionellen Religionsunterrichts“ (2016) nennt der evangelische Religionspädagoge Henrik Simojoki „eine in ihrem ökumenischen und didaktischen Potenzial bahnbrechende Veröffentlichung“. Das Lob ist nicht übertrieben, denn in der Erklärung wird der Fokus der Debatte um die Kooperation von katholischem und evangelischem Religionsunterricht verschoben, weg von den schulorganisatorischen Problemen und hin zu den theologischen und didaktischen Fragen der Kooperation.

Wie soll eine Didaktik der konfessionellen Kooperation konzipiert sein? Um Antworten auf diese Frage bemühen sich die Autoren des vorliegenden Sammelbandes. Dabei gilt es, zwei Straßengräben zu vermeiden. Weder darf sich der konfessionell-kooperativ erteilte Unterricht auf das gemeinsam Christliche beschränken, noch darf er die konfessionellen Differenzen rein konfessionskundlich behandeln. Letzteres würde die ohnehin vorhandene Tendenz zur „Versachkundlichung des Religionsunterrichts“ (R. Englert) nur stärken. Auch der konfessionell-kooperativ erteilte Religionsunterricht soll nicht nur über Religion informieren, sondern die Schüler befähigen, eine eigene begründete Position in religiösen und moralischen Fragen zu finden und zu kommunizieren.



Wie soll nun die Kooperation von katholischem und evangelischem Religionsunterricht didaktisch gestaltet werden? Mirjam Schambeck wertet in ihrem Beitrag die Diskussion um das fächerverbindende Lernen aus, die in der allgemeinen Didaktik seit den 1970er Jahren geführt wird. Ihr Fazit: Fächerverbindender Unterricht setzt klare Fachperspektiven voraus und muss didaktisch organisiert werden. Denn es wäre naiv zu meinen, dass sich die Verbindung der unterschiedlichen Fachperspektiven – also der unterschiedlichen konfessionellen Perspektiven – im Kopf der Schüler von selbst vollzieht. Die Frage, wie die verschiedenen Perspektiven aufeinander zu beziehen sind, ist didaktisch zu beantworten und zu gestalten. Dabei kann das Prinzip der Multiperspektivität, wie es in der Geschichtsdidaktik entwickelt wurde, wertvolle Anregungen geben, wie Jan Woppowa aufzeigt – zumal Perspektivenübernahme seit den 1990er Jahren ein Grundbegriff der Religionsdidaktik ist.

Nimmt man diese Überlegungen ernst, so wird man zukünftig die Aus- und Fortbildung der Religionslehrerinnen und Religionslehrer, aber auch die Lehrpläne beider Fächer und nicht zuletzt die Unterrichtsmaterialien so gestalten müssen, dass sie einen kooperativen Unterricht ermöglichen. Winfried Verburg stellt zu Recht die kirchenamtlich heikle Frage, ob es dann nicht Religionsbücher geben sollte, die für den katholischen und den evangelischen Religionsunterricht zugelassen sind.

Die Frage der konfessionellen Kooperation als didaktische Frage zu behandeln, gehört zu den großen Stärken dieses Buches. Leider gerät in manchen Beiträgen die theologische Grundlegung in den Hintergrund. So etwa, wenn einige Autoren in wenigen Sätzen von der konfessionellen Kooperation zur interreligiösen Kooperation überleiten, ohne auch nur einen Gedanken daran zu verschwenden, dass Ökumene und interreligiöser Dialog auf unterschiedlichen theologischen Grundlagen beruhen, die didaktisch relevant sind. Es ist einseitig, konfessionelle Differenzen nur als religionskulturellen Reichtum zu thematisieren. Zumindest einige dieser Differenzen sind Dissense im Verständnis des Evangeliums. Dieses Faktum des konfessionellen Dissenses unterscheidet didaktisch die Kooperation von katholischem und evangelischem Religionsunterricht vom fächerverbindenden Unterricht etwa in den Naturwissenschaften. Es ist zu wünschen, dass diese Einsichten in eine zukünftige Didaktik der konfessionellen Kooperation berücksichtigt werden.

Andreas Verhülsdonk

Mirjam Schambeck / Sabine Pemsel-Maier (Hg.)
Welche Werte braucht die Welt?
**Wertebildung in christlicher und muslimischer
Perspektive**

Freiburg: Herder Verlag. 2017
262 Seiten
25,00 €
ISBN 978-3-451-38229-1

Die Herausgeberinnen reagieren auf das gewachsene Bewusstsein, dass sich die Gesellschaft und Kultur, angeregt durch Migrationsbewegungen und Integrationsanforderungen, zunehmend wandelt. Wie sind Werte auch unter Maßgabe des Christlichen neu auszuhandeln, welche dürfen, welche müssen sich transformieren? Es kommt nicht von ungefähr, dass Wertebildung „ein zentrales Thema innerhalb der Religionspädagogik und -didaktik der letzten Jahre“ (7) ist.

Der Sammelband beinhaltet 12 Beiträge in drei Kapiteln zu „Wertefragen in religionspluraler Gesellschaft – religionssoziologische und religionspädagogische Erkundungen“, „Christliche Wertebildung angesichts religiöser Pluralität – religionspädagogische Zuspitzungen“ und „Islamische Wertebildung angesichts religiöser Pluralität – muslimische Stimmen“. Grundsatzbeiträge stehen damit neben Perspektiven der beiden Religionsgemeinschaften, die den öffentlichen und medialen Diskurs der vergangenen Jahre besonders prägen.

Michael N. Ebertz weist in seinem religionssoziologischen Befund („Wahrnehmung, Akzeptanz und Umgang mit religiöser Vielfalt in Deutschland“) neben wachsender Konfessionslosigkeit auf die innere Pluralität der Religionsgemeinschaften hin, die einen Verlust an gesamtgesellschaftlicher Integrationskraft dieser Wertegemeinschaften vorantreibt. Dies geht einher mit einem alle Religionsgemeinschaften durchziehenden wertebezogenen „Regiewechsel von der Institution zum Individuum“ (29) und der Notwendigkeit, alte essentialistische Zuschreibungen („wir Katholiken“) mit einer Betonung relationaler Werte aufzubrechen (Engagement, Fairness, Lernen, etc). Auch Ulrich Riegel („Einstellungen



zum Religionspluralismus und Religion als Faktor in den Wertorientierungen heutiger Menschen“) zieht eine „ernüchternde“ empirische Bilanz, dass religiöse Pluralität zwar als Bereicherung erfahren wird, nicht aber mit Wertschätzung im täglichen Miteinander einhergeht, v.a. in Bezug auf den Islam. Religionspädagogisch sieht er angesichts des inneren Dissenses von Gläubigen und ihrer Religionsgemeinschaft fruchtbare Ansätze, Schüler zu eigenständigen theologischen Konstruktionen anzuregen und die Beheimatung in einer religiösen Gemeinschaft eher über performative Ansätze als über den Versuch einer institutionellen Affinität anzuzielen.

Vom Titel geleitet, geht es weiter mit Rudolf Englert: „Religion, Werte, Bildung ..., bla, bla, bla. Die Integrationsdebatte als Tauglichkeitstest für ‚Schwatzbegriffe‘“: Er kritisiert allzu große Behauptungen über die Reichweite der Wertebildung im Religionsunterricht und unterscheidet zur „Wertebildung“ drei Komponenten: aretisch (das als

„richtig“ Erkannte im eigenen Handeln zur Geltung bringen), evaluativ (Güterbewertung) und normativ (Begründung ethischer Urteile). Religionsunterricht hat religiöse Urteils- und Partizipationskompetenz, nicht aber die Entwicklung moralischer und philosophischer Urteile zum Schwerpunkt – und ist darin vom Ethikunterricht deutlich abzugrenzen. Zugleich muss die Reichweite schulischen Unterrichts „für die Ausprägung moralischer Handlungsorientierungen bei Heranwachsenden“ (90) insgesamt als sehr gering angesehen werden. Religionsunterricht kann am ehesten die Entwicklung ethischer Urteilsbildung begleiten sowie wichtige (biblische) Geschichten und Persönlichkeiten – auch die Lehrer – und Erfahrungen in Projekten wie z.B. Compassion anbieten.

Mirjam Schambeck fragt danach, „was religiöse Wertebildung zur Integration beitragen kann“, und nimmt besonders Jugendliche mit Migrations- und Fluchthintergrund und deren Identitätskonstruktion, die sich für die Autorin auf die beiden Faktoren Anerkennung und Zugehörigkeit beschränkt, in den Blick. Spannend werden Erkenntnisse aus einem Forschungsprojekt „tell me your story“, das jugendliche Geflüchtete zu der Rolle von Religion in ihrer Identitätskonstruktion befragt, die ihrerseits Religion als Ort des „Wir-Gefühls“ in einer fremden Aufnahmegesellschaft postulieren, sich aber auch davon abgrenzen. Religionen stellen für sie „Zugehörigkeit, Anerkennung und Ich-Stärke“ (136) bereit.

Behauptete Werthaltungen bestehen ihren Tauglichkeitstest in der tatsächlichen Praxis bzw. mit Englert in der aretischen Komponente der Wertebildung. Obgleich die Geschlechterfrage schon in der Einleitung gestellt wird und Sabine Pemsel-Maier ihren äußerst instruktiven Beitrag „Der lange Weg von der Unterordnung der Frau zur Gleichberechtigung der Geschlechter“ ausdrücklich darauf bezieht, fällt auf, dass neben den beiden Herausgeberinnen keine Frau im Buch vertreten ist. Haben Frauen denn nichts zu sagen in der Wertedebatte – und werden sie gelesen? 62 von 305 Literaturverweisen im gesamten Buch entstammen weiblicher Feder, davon 25 in Pemsel-Maiers, 12 in Riegels Beitrag – alle anderen Beiträge verweisen auf null bis vier Werke von forschenden Frauen.

Für die islamischen Stimmen analysiert Zekirija Sejdini Lehrpläne und Schulbücher des islamischen Religionsunterrichts in Österreich auf ihren Wertebildungsgehalt bzgl. „Menschenwürde“, „Vielfalt als Gnade“, „Meinungsfreiheit als Fundament des Respekts“ und „Viele Wege, ein Gott“. Abdel-Hakim Ourghi sucht nach Vereinbarkeit der Moderne mit dem Islam entlang einer Analyse des Begriffs von „Freiheit“ im Koran unter den Aspekten der Meinungsfreiheit und der Glaubensfreiheit, die für den Autor v.a. in einem bewussten „Akt der Befreiung aus der selbst- und fremdauferlegten Unfreiheit durch den konservativen Islam“ (214) besteht. Ob die Verabschiedung aus den traditions-verharrenden konservativen Milieus wirklich eine langfristige Lösung bietet? Der Blick in die christlichen Liberationsbewegungen des 20. Jahrhunderts, die heute zwischen säkularisierter Ausdünnung und religiös-konservativem Backlash zerrieben werden, lässt dies doch zumindest bezweifeln. „Hat der Islam ein Gewaltproblem?“ fragt Muhammad Sameer Murtaza und bedient damit eine Debatte, die in einem religionspädagogischen Band zur Wertebildung eher unerwartet daherkommt.

Heterogen ist der Band in Perspektiven und Analysen, doch die einzelnen Beiträge sind durchweg interessant zu lesen und dienen einer guten Orientierung im gesamten Feld. Angesichts der Ausgangsfrage – den gesellschaftlichen Wertediskursen rund um das Thema Migration – fehlt mir der eminent wichtige Blick auf die Rolle der Medien. Eine weiterführende pädagogische Perspektive würde zudem eine intensivere Beachtung der Ausprägung individueller Wertekonzepte und der moralpsychologischen Strukturen von Werthaltungen und Wertbindungen beinhalten; beides wird wenig vertieft – überraschend, denn angesichts der eingangs formulierten Verabschiedung der Religionspädagogik von Modellen der „Wertevermittlung“ oder „Werteübertragung“ (10) wäre genau dieser Prozess der individuellen Aneignung unbedingt intensiver in den Blick zu nehmen.

Viera Pirker

Epochen, Denker,
Weichenstellungen
Meister Eckhart
Am Ende das Nichts?

Erlösung

Pluralismus statt
Katholizismus?

Judas
der Freund

Warum Leid? Lebensglück

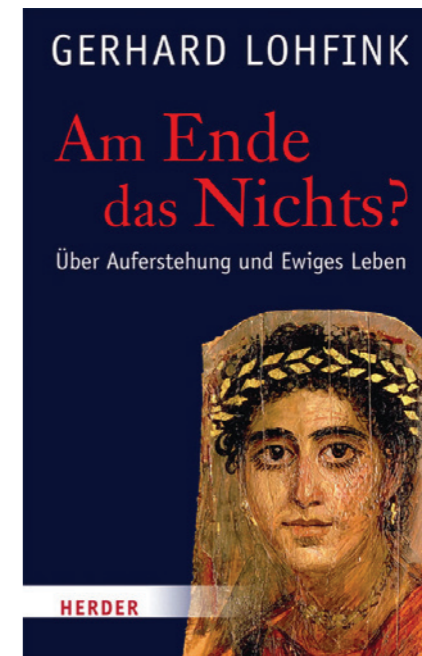
Theologie

Gerhard Lohfink
Am Ende das Nichts?
Über Auferstehung und Ewiges Leben

Freiburg: Herder Verlag, 2017
328 Seiten
28,00 €
ISBN 978-3-451-31104-8

Angesichts sinkender Zustimmungswerte zur christlichen Auferstehungshoffnung, auf die die unterschiedlichsten empirischen Umfragen hinweisen, einerseits, und der unausrottbaren Hoffnung von Menschen, dass es nach dem Tod „irgendwie“ weitergehen möge, andererseits, sieht sich die Theologie vor die Aufgabe gestellt, das Proprium der christlichen Eschatologie verständlich zu entfalten. Der emeritierte Neutestamentler Gerhard Lohfink tut dies in seinem Kompendium kundig und umfassend: im Rekurs auf die biblischen Texte, die christliche Tradition und vor dem Forum der Vernunft. Der Titel ist zugleich Programm: Aus der Perspektive des christlichen Glaubens kann nach Lohfink die Alternative nur „Auferstehung“ oder „Nichts“ lauten; dazwischen ist nichts denkbar.

Der Autor spannt einen großen Bogen von den Hoffnungen der Menschen bis zur christlichen Botschaft. Im ersten Teil unternimmt er einen Streifzug durch den Glauben an ein Weiterleben nach dem Tod in verschiedenen Religionen und Kulturen, beginnend mit antiken Grabinschriften bis zu literarischen Zeugnissen wie Brechts „Lasst Euch nicht verführen“, und setzt sich wegen ihrer Entwertung der Geschichtlichkeit kritisch mit der Reinkarnationslehre auseinander. Allerdings hat seine Darstellung und Beurteilung der vielfältigen und oft diffusen Hoffnungen und Ängste der Menschen von heute in manchen Passagen – wohl ungewollt – etwas leicht Herablassendes an sich (71ff): Die Überzeugung vieler, dass Verstorbene vor allem in der Erinnerung weiterleben, oder der Wunsch von Schwerstkranken nach Unterstützung beim Suizid – um zwei Beispiele unter vielen zu nennen – erscheint dem überzeugten Katholiken und Priester so befremdlich, dass es zu keiner wirklichen Auseinandersetzung kommt.



Im zweiten und dritten Teil, der die alt- und neutestamentlichen Grundlagen der christlichen Hoffnung thematisiert, ist Lohfink dann ganz in seinem Element: Detailliert zeichnet er zunächst den Weg nach vom anfänglichen Fehlen einer Auferstehungshoffnung im Volk Israel, das Gott vor allem als Gott des Lebens kennt, bis zur Hoffnung auf jenseitige Gerechtigkeit für die Märtyrer. Auf dieser Folie entfaltet er Jesu Verkündigung der Gottesherrschaft, der es gerade nicht ums Jenseits geht, um im Anschluss eine detaillierte Theologie der Auferstehung Jesu zu bieten. Dabei hebt er darauf ab, dass es dabei gerade nicht um das Schicksal eines einzelnen geht – dafür hätte sich die gängige Deutung als Ent-rückung oder Erhöhung angeboten –, sondern um eine endzeitliche Aussage für „die vielen“ (140).

Der vierte Teil „Was wir erwarten“ stellt die Frage nach den Spezifika der konsequent christologisch begründeten Hoffnung. Das Schlüsselwort lautet „Begegnung“: Im Tod begegnet der Mensch Gott, der für ihn zum Himmel, zum Gericht, zur Läuterung wird – oder aber durch seine Abwesenheit zur Hölle. Die Art und Weise, wie der Autor die zentralen Aussagen christlicher Eschatologie erschließt, entspricht dem mainstream der gegenwärtigen katholischen Theologie, bietet also gegenüber anderen Kompendien inhaltlich nicht wirklich Neues, aber eine verständliche und sehr gut lesbare Darstellung. Dies gilt gleichermaßen für die Ausführung zur Leib-Seele-Problematik, für das Modell der „Auferstehung im Tod“ und für die sehr gelungenen Reflexionen zum Verhältnis von Zeit und Ewigkeit. Im Blick auf die universale Dimension der Eschatologie ist es Lohfink wichtig zu betonen: „Wir werden nicht von der Erde, sondern mit ihr erlöst“. (216) Von daher ist es nur konsequent, wenn spekulative Überlegungen zur Auferstehungswirklichkeit von Homini- den im Grenzbereich von Mensch und Tier oder zu Embryonen ohne eigene zeitliche Geschichte nicht ausgespart werden.

Im fünften Teil schließlich mit dem Titel „Was wir tun können“ legt Lohfink die Notwendigkeit einer lebendigen Beziehung zu den Verstorbenen und einer Erinnerungskultur ans Herz.

Der Autor hat eine profunde wissenschaftliche Darstellung vorgelegt, die als Lehr- und Studienbuch geeignet ist. Die Lektüre lohnt sich auch für Nicht-theologinnen und -theologen, die die christliche Eschatologie fundiert verstehen wollen. Seine Ausrichtung ist – daraus macht Lohfink kein Hehl – primär binnentheologisch und nur in Ansätzen fundamentaltheologisch auf den Dialog mit Nichtglaubenden oder Angehörigen anderer Religionen ausgerichtet. Ob das als Schwäche oder eher als Stärke zu beurteilen ist, müssen die Lesenden selbst beurteilen.

Sabine Pemsel-Maier

Christine Büchner / Gerrit Spallek (Hg.)

**Auf den Punkt gebracht
Grundbegriffe der Theologie**

Ostfildern: Matthias Grünewald Verlag. 2017

286 Seiten.

20,00 €

ISBN 978-3-78673119-1

Der erste Blick in das Inhaltsverzeichnis enttäuscht. Der Leser, der nach Gott Ausschau hält, nach Jesus Christus und Reich Gottes, nach Bibel, Ostern und Erlösung, wird diese Grundworte des christlichen Glaubens nicht finden. Dabei hält er ein Buch in den Händen, das im Untertitel „Grundbegriffe der Theologie“ verspricht. Was er hingegen findet, ist „Geschlecht“, „Macht“ oder „Sinn“. Im Abschnitt „Zur Auswahl der Begriffe“ kann der Leser, mit einem Verweis auf Peter Eicher, den Herausgeber des vierbändigen Standardwerkes „Theologische Grundbegriffe“ (Neuausgabe 2005), erfahren, dass solche Grundbegriffe sich eher an den „Diskursen ihrer Zeit“ orientieren und weniger „eine Schublade für die Einordnung längst bekannten Wissens“ darstellen. Der Leser erfährt ebenfalls, dass das theologische Grundwort schlechthin, Gott, in der vorliegenden Sammlung fehle, weil sich Gott naturgemäß nicht auf den Punkt bringen lasse, das aber die Zielsetzung des Werkes sei: wesentliche theologische Begriffe punktgenau zu erklären. Freilich sei Gott „schon immer in den anderen Begriffen ‚drin“.

So belehrt, schlägt der Leser etwa in der Mitte des Werkes auf, dort wo der Dominikanerpater und Direktor des Institut M.-Dominique Chenu in Berlin, Ulrich Engel, „Körper/Leib/Fleisch“ erklärt. Gerne würde er die im klassischen theologischen Diskurs so wesentliche Unterscheidung zwischen Körper und Leib neu kennenlernen. Aber dem Leser wird eine Enttäuschung nicht erspart, vielleicht ein Umdenken zugemutet. Nicht nur die Seele, so Ulrich Engel, wurde traditionell in ein dualistisches Verhältnis zum Körper gebracht. Der Rede vom Leib wohne diese „platonische“ Gefahr inne, werde der Leib doch häufig als das „eigentlich“ Menschliche, das den Menschen Auszeichnende, betrachtet: „Wo eine solche Hierarchisierung Platz greift, ist der Weg zu



einer neuerlichen Abwertung des Materiellen nicht mehr weit.“ Von diesem kritischen Ansatz aus wendet sich der Autor der – nicht nur kirchlichen – Kontroverse um „Sex und gender“ zu, anschließend Fragen der „LGBT“-Vielfalt (= „Lesbian, Gay, Bisexual, Transgender), schließlich dem frappierenden Gedanken der Verbindung zwischen Jesu „verschwundenem Körper“ und dem „Corpus der heiligen Schriften“. Der Leser staunt, fremdelt ein wenig und hat den Eindruck, dass es zumindest hier weniger um die Entfaltung eines theologischen Grundbegriffes geht als um die Darstellung eines gegenwärtigen Diskussionsstandes, eines „Diskurses“.

Gespannt nimmt er sich das darauffolgende Stichwort „Liebe“ vor, das von Markus Lersch (Marburg) und Joachim Negel (Freiburg in der Schweiz) erarbeitet wurde. Die Autoren gehen klassisch und im besten Sinne des Wortes informativ vor. Sie erarbeiten knapp, aber tatsächlich „punktgenau“ den biblischen Befund und seine antiken Parallelen und Divergenzen; sie zeigen religionsphilosophisch die untrennbare Verknüpfung zwischen Agape, Philia und Eros auf, weisen dann auf das christliche Spe-

zifikum, die Trinitätstheologie, hin: „Man sieht hier erneut, wie vom Christusereignis her die traditionellen Gottesvorstellungen von Griechen- und Judentum in ein neues Gravitationsfeld geraten.“ Hinweise auf ethische Konsequenzen und weitere genuin christliche Inspirationen („An Jesus wird deutlich: Je mehr der Mensch sich aus Gott schöpft, umso freier wird er.“) ergänzen diesen nachhaltigen Artikel.

Das Stichwort „Welt“, vom Mitherausgeber Gerrit Spallek (Hamburg) erarbeitet, enthält Inspirierendes über die kaum aufzulösende Spannung zwischen einer nicht akzeptablen Weltflucht, gar Weltverachtung, und der besinnungslosen Akzeptanz einer Welt, die aller Erfahrung nach „nicht in Ordnung“ ist. Dabei ist das Angebot der jüdisch-christlichen Schöpfungstheologie, die Welt als Geschenk anzunehmen, nur vordergründig selbstverständlich und das ursprünglich so kontrovers diskutierte „Entweltlichungs“-Konzept von Papst Benedikt XVI. alles andere als „erledigt“.

Die Sammlung von 20 theologischen Begriffen, die von „Dialog“ und „Freiheit“ über „Offenbarung“ und „Opfer“ bis „Wahrheit“ und „Welt“ reicht, ist lesbar und bereichernd, freilich eher für Studierende denn „Schüler“ zu empfehlen. Mögen dem interessierten Leser etliche Ausführungen eher zeitgeistig denn grundlegend vorkommen, so kann dies doch zum Weiterdenken führen.

Christian Heidrich

Dirk Ansorge

**Kleine Geschichte der christlichen Theologie
Epochen, Denker, Weichenstellungen**

Regensburg: Friedrich-Pustet-Verlag. 2017

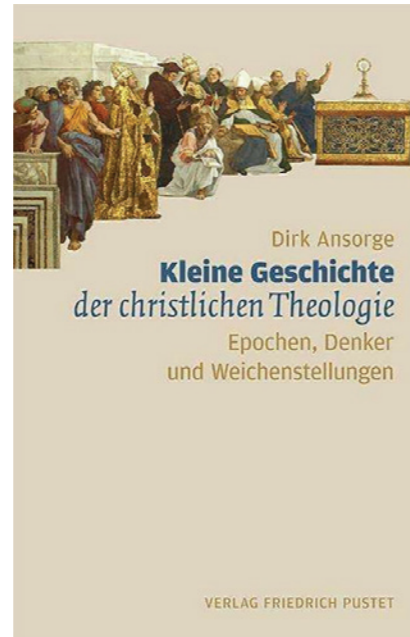
406 Seiten

29,95 €

ISBN 978-3-7917-2874-2

Christliche Theologie steht von ihrem Ursprung her vor einer doppelten Herausforderung. Auf der einen Seite ist sie von der Überzeugung geprägt, dass „Gottes unsichtbare Wirklichkeit an den Werken der Schöpfung mit der Vernunft wahrgenommen“ wird (Röm 1,20). Auf der anderen Seite gilt sie dem, „was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat, was keinem Menschen in den Sinn gekommen ist“ (1 Kor 2,9). Daraus ergibt sich eine wechselseitige Herausforderung von menschlicher Vernunft und christlichem Offenbarungsanspruch, deren wechselvolle Geschichte im vorliegenden Band nachgezeichnet wird. So beginnt die Darstellung mit der frühen Kirche und endet mit der Vorstellung gegenwärtiger theologischer Ansätze wie z.B. des Freiheitsdenkens bei Thomas Pröpper und seiner Schule, der „Dramatischen Theologie“ Raymund Schwagers oder der Analytischen Theologie.

Für den Religionsunterricht ist dieser Band u.a. deshalb von Interesse, weil an der christlichen Theologie im großen Rahmen diejenige Aufgabe studiert werden kann, vor der im Kleinen auch er selber steht: in seiner Botschaft anschlussfähig zu sein für sein zeitgenössisches Gegenüber, ohne sich an dessen Bewusstseinsstandards und Befindlichkeiten zu verlieren. Den Prozess, in dem die Theologiegeschichte sich dieser Aufgabe stellt, zeichnet der Autor in seinen großen Linien nach. Dabei ist von besonderem Interesse, wie er nachweist, welchen Stellenwert bestimmte Aussagen der kirchlichen Überlieferung gewinnen, wenn man ihren geschichtlichen Kontext mitbedenkt.



Um es nur an einem Beispiel zu verdeutlichen: Der Satz „extra ecclesiam nulla salus“ – „Außerhalb der Kirche kein Heil“ – steht im heutigen Bewusstsein für die Position eines religionstheologischen Exklusivismus. Und dazu haben auch das Vierte Laterankonzil sowie das Konzil von Florenz beigetragen. Er entstand aber in der frühen Kirche im Streit um die „Ketzertaufe“ – und Cyprian von Karthago wollte damit klarstellen, dass die Taufe durch einen Ketzler ungültig sei. Seine Diskussion führte freilich durch Augustinus zu der Klarstellung, dass auch die Ketzertaufe gültig sei, weil nicht der Taufende, sondern Jesus Christus in ihr handle. Insofern bereitete dieser Satz im historischen Kontext die Überzeugung vor, dass Gottes Gnade weiter reiche als die sichtbare Gestalt der Kirche.

Dieses Beispiel mag ausreichen, um zu zeigen, wie lohnend schon eine punktuelle Lektüre dieses Bandes ist, wenn man sich thematisch auf einzelne Inhalte des Religionsunterrichts vorbereiten und nicht nur vermeintliche Plausibilitäten des „mainstreams“ wiederholen will. In seiner Ganzheit ist der Band primär für diejenigen von Interesse, die sich in grundsätzlicher Hinsicht mit demjenigen Verhältnis von Rationalitäts- und Offenbarungsanspruch auseinandersetzen, von dem eine christliche Theologie in dem eingangs genannten Sinne bestimmt ist. Dass es dabei in der Großflächigkeit der Darstellung im Einzelnen nicht nur zu Vereinfachungen kommt, sondern dass man hier und da auch widersprechen mag, mindert nicht die Leistung dieses Werkes.

Im Blick auf die Inhalte des schulischen Religions- und Deutschunterrichts bin ich zum Beispiel anders als der Verfasser der Auffassung, dass es in Lessings „Nathan der Weise“ keineswegs um „Überwindung der Religionen überhaupt“ (272) geht, sondern dass der Glaube als eine Haltung begegnet, die den Menschen gerade in Krisensituationen des Lebens zur Vernunft bringt. Freilich gilt dies nur für einen Glauben, der zuvor sich selbst der Läuterung durch die Vernunft gestellt hat. Insofern könnte insbesondere hier auch im Religionsunterricht die Wechselseitigkeit studiert werden, mit der Vernunft und Glaube einander zur Herausforderung werden können.

Gerd Neuhaus

Christoph Wrembek

Erlösung

Befreiende Blicke auf Tod, Sühne und Auferstehung

Sankt Ottilien: EOS – Editions Sankt Ottilien. 2017

102 Seiten

14,95 €

ISBN 978-3-8306-7822-9

Der Autor, Jesuit und Priesterseelsorger, bietet in seinem schmalen Bändchen die wesentlichen Perspektiven zu einem in Theologie, Predigt und Religionsunterricht zentralen thematischen Zusammenhang. In verständlicher, einprägsamer Sprache folgen bibeltheologischen Überlegungen systematische Reflexionen, die im Blick auf die Erlösung, eines der großen Wörter des christlichen Glaubens, sehr aufschlussreich sind.

Wrembecks Darstellung unterscheidet überzeugend zwischen einem falschen und einem angemessenen, lebensbezogenen Opferverständnis. Letzteres ist für das Erlösungsverständnis relevant, wird von einem treffenden Zitat aus Ratzingers „Einführung in das Christentum“ untermauert und gegen kirchliche Fehldeutungen abgesetzt. Das Verdienst des Autors besteht darin, das barmherzige, befreiende Handeln Jahwes vor Augen zu führen, das Jesus durch sein Reden, Handeln und Sterben verkündigt und vergegenwärtigt. So geschieht durch das unweigerliche, not-wendige Sterben dieses Gerechten Erlösung von „falschen Gottesbildern“ und zur Freude an Gott. Der mütterliche Vater setzt in der Auferweckung seines Sohnes dessen Lebenswort und -tat unwiderruflich ins Recht. Der Freude am befreienden Vater und der Hoffnung, mit Christus zu einem neuen Leben auferweckt zu sein, kann kein Sünd- und Sühnopfer entsprechen. Der Christ antwortet vielmehr im „Dankopfer, Eucharistie“.



Anlass zur kritischen Diskussion bietet neben anderem die nur im Kerygma des Matthäusevangeliums geschilderte Rückkehr Jesu und seiner Familie aus Ägypten, die der Autor anscheinend als historisches Faktum versteht.

Das klare, instruktive und gut lesbare Buch mit seinen unterschiedlichen Lernmöglichkeiten und Denkanstößen eignet sich durchaus als Ganzschrift oder in Auszügen für den Religionsunterricht der späten Mittel- bzw. der Oberstufe des Gymnasiums.

Heribert Körlings

Severin J. Lederhilger (Hg.)

Warum Leid?

Der Mensch zwischen Resignation und Aufbegehren

Regensburg: Pustet. 2016

196 Seiten

14,80 €

ISBN 978-3-7917-2297-4

Wer redet schon gern über das leidige Leid. Umso erstaunlicher, wie viel darüber in theologischen Schriften monatlich geschrieben wird. Das verwundert; denn Leid beschädigt nicht nur Leser, sondern auch Schreiber und enttarnt die Sprücheklopfer. Sicher, aber die Versuchung ist groß, endlich einmal zu beweisen, dass man etwas zu sagen hat über ein Thema, an dem sich schon viele die Zunge verbrannt haben. Hinzu kommt als zweite Peinlichkeit die religiöse Frage, über welche die Vielen auch wenig und meist Abwehrendes zu sagen haben (Nicht, dass sie deshalb mehr schweigen würden!). Fazit: schlechte Zeiten für die Eschatologie.

Was empfiehlt sich da? Ich denke: Eine gewisse Seriosität, es ehrlich angehen, die alten Fragen wieder aufgreifen und bescheiden beantworten, was sich beantworten lässt. Wer solche Aufrichtigkeit sucht, wird schnell gewahr, dass seine eigene Ehrlichkeit nicht die seines Nachbarn ist; die kann zwar genauso ehrlich sein wie die eigene, aber sie antwortet meist anders. Unter diesen Voraussetzungen traten die Referenten der ökumenischen Sommerakademie Kremsmünster an, aus den vorgetragenen Ausführungen entstand ein Sammelband. Doch wer jetzt befürchtet, auf pflichtschuldige Sympathiebezeugungen oder Belegproduktion für Veröffentlichungslisten zu stoßen, sieht sich angenehm getäuscht; der Ernst des Themas hat sich am Ende durchgesetzt, und die Vielfalt der Überzeugungen wird durch die Vielfalt der Autoren seriös dargestellt.

N. Hoerster vertritt ausführlich den kritischen Standpunkt in der Theodizee-Frage. M. Striet arbeitet sich als Fundamentaltheologe vorsichtig an die Theodizeefrage heran. Er beschreibt als gewichtigere Zumutung die, überhaupt geboren zu sein – geboren zu den gelingenden, gar glücklichen Momenten und zu denen des Leidens, gar sterblich zu sein. Und als Mensch frei und in theologischer Perspektive durch



Gottes Verzicht auf seine Bestimmungsmacht; dieser Verzicht geht so weit, dass Er selber Mensch wird und in Christus den Tod erleidet und überwindet. Dieses Handeln Gottes sei anschlussfähig.

Der Judaist K. Davidowicz erläutert in historischer Absicht jüdische Einstellungen zur Leidfrage, W. Weisz die aktuelle Debatte. I. Müllner befasst sich mit alttestamentlichen Deutungen, U. Haackel mit der paulinischen Auseinandersetzung mit dem Leid. Die evangelische Pastoraltheologin U. Wagner-Rau erläutert die kirchliche Praxis der Integration des Leids und vertieft die Rolle des Gebets. C. Sedmak bringt die sozialetische Dimension ein. A. Cilerdzic stellt den serbisch-orthodoxen Versuch einer schöpfungstheologischen Deutung dar. Der Linzer Bischof M. Scheuer zeichnet ein Panorama katholischer Denkanstrengungen in kontemplativer Absicht. Das ist noch nicht alles, das hier entdeckt werden kann.

In praktisch jedem Artikel habe ich etwas Neues erfahren oder Altes wieder aufgefrischt. Hinzu kommt die polyphone Konzeption des Buches, wie sie lange schon gefordert und selten genug realisiert wurde. Trotz der wenig bekannten Autoren dieses österreichischen Werkes eine empfehlenswerte Lektüre für theologisch Interessierte.

Heribert Löbbert

Christoph Wrembek

Judas, der Freund

Du, der du Judas trägst nach Hause, trage auch mich

Oberpfarrmtern: Verlag Neue Stadt. 2017

158 Seiten m. s-w Abb.

16,95 Euro

ISBN 978-3-7346-1131-5

Vorstellungen über die „letzten Dinge“, über Sünde – Gericht – Erlösung – Hölle, haben die Theologie schon immer in Atem gehalten. Im Blick auf diesen schwierigen, die Alltagserfahrung transzendierenden Themenkreis will uns der Autor eine „Schatzkiste des Glaubens, der Spiritualität und der Lebensgestaltung öffnen“ (74).

Ausgangspunkt für den Jesuitenpater, Priesterseelsorger und Missionar Wrembek sind wohl zu seinen Erfahrungen seiner seelsorgerlich-therapeutischen Tätigkeiten, die ihn nur zu oft die krankmachenden Folgen „religiösen Psychoterrors“ (150) gegen unzählige Gläubige erleben ließen, weil die verdammende kirchliche Tradition jenen einreden wollte, Jesu Todesgeschick sei ein Opfer ihrer Schuld. Der andere Ausgangspunkt ist die Interpretation eines Kapitells in der romanischen Basilika von Vézelay, dem der Steinmetz vor ca. 900 Jahren eine auf den ersten Blick geheimnisvolle Botschaft eingemeißelt habe und die zentrale jesuanische Botschaft von Sünde, Gericht und Erlösung zur Darstellung bringen soll: Das Kapitell zeigt einen Mann im ikonografischen Gestus des „guten Hirten“, der eine zweite Person über den Schultern trägt. Der Autor interpretiert und identifiziert dieses Setting gewissermaßen als eine Darstellung einer Soteriologie in Stein: Der gute Hirt „trägt Judas nach Hause wie das verlorene Schaf“ (10). Mit diesem außergewöhnlichen Bildwerk, das den Gekreuzigten und Auferstandenen ausgerechnet mit dem größten aller Sünder und Verräter – über den das Herrenwort ergeht, es wäre „besser, wenn er nie geboren wäre“ (Mt 26,25) – zeigt und liebevoll heimholt, möchte der Autor die heilende, erlösende Grundbotschaft Jesu explizieren, ja ihren Höhepunkt finden lassen: In Jesu Menschenliebe zeigt sich, dass Gott, der sei-



ne Schöpfung unter keiner Bedingung aufgibt, jeden Menschen retten will. Je weiter sich jemand von Gott entfernt hat, desto liebevoller wendet sich dieser jenem zu; der Sünder empfängt nicht nach Gerechtigkeitsmaßstäben, was der verdient, sondern aus Gnade, was er braucht.

Diese, dem alten Theologumenon der Apokatastasis (in der Schrift nur schwach bezeugt, kirchengeschichtlich vor allem von Origenes vertreten und vom Lehramt verworfen) nahe Position, möchte der Autor durch ausführliche Auslegungen (79 ff) der jesuanischen Gleichnisse „von den drei Verlorenen“ (verlorener Sohn / verlorenes Schaf / verlorene Drachme) belegen: Gott sucht jeden Sünder, bis er diesen findet – kehrt er nicht zu Gott um, so kehrt dieser sich liebevoll zum Sünder. Die unabwiesbaren Gerichtsdrohungen Jesu seien als Warnung vor dem Gericht zu verstehen, letzteres bestehe in einer reinigenden Rettung des Sünder, einer „himmlischen Reha“ (75 f).

Auf dem Hintergrund dieser allgemeinen soteriologischen Aussagen entwirft der Autor ein spezielles Judas-Bild: In der Glaubensstradition firmiert der Verräterapostel entweder negativ als verachtenswürdiger Verlorener (in den Apostellisten stets an letzter Stelle genannt, gemeiner Verrat, Suizid in Verzweigung ...) oder positiv als (unfreiwilliges?) Werkzeug der Heilsgeschichte, ohne den es Karfreitag und dann folgend Ostern nicht gegeben hätte. Wrembek zeichnet Judas nun folgendermaßen: Alle zwölf Apostel haben Jesus als vermeintlich politischen Aktivist verkannt und somit ihn und seine Sendung (zumindest gedanklich) verraten. Judas ging – um vielleicht den ersten Platz im Gottesreich zu erhaschen – einen praktischen Schritt weiter: Er wollte qua Verrat an das gesellschaftliche Establishment seinen Meister in eine Situation manövrieren, in der dieser endlich seine Allmacht zeigen würde. Jesus würde dann zum Mann aus Iskariot sagen: „Judas, das hast du dir toll ausgedacht.“ (138) Als diese Inszenierung dann aus dem Ruder lief, sei Judas „womöglich der Erste, den seine Einstellung, die auch bei den anderen Aposteln vorhanden war, reute. Der Erste ..., dem aufging, wozu Jesus wirklich Mensch geworden war“ (138 f). Judas erlangt somit im Guten wie im Bösen eine Art Spitzenstellung im Umfeld Jesu.

Soweit die Position des Autors – was bleibt kritisch anzumerken? Beginnen wir mit dem zuletzt dargestellten Aspekt: Obwohl der Autor einräumt, die Zeugnisse der Schrift bezüglich Judas „sind dürftig, gehen weit auseinander und vermischen sich mit Deutungen“ (129) und auf dieser Grundlage sei es „einigermaßen schwierig“ (ebd.), diese Person belastbar nachzuzeichnen, ist er in seinem persönlichen Bild und Urteil sehr sicher; ja, er gibt sich sogar den Nimbus eines Erstentdeckers. Ein Beispiel stellvertretend für viele: Der Steinmetz des genannten Kapitells habe seine Botschaft „heimlich gegen alle Tradition ... hoch oben im Dunkel versteckt“ (151) und „bis heute hat niemand sein Geheimnis enthüllt... Bis mir eines Tages etwas in die Augen fiel“ (ebd.). Dies und vieles mehr, vor allem Exegetisches, hat den unbefriedigend-unabgesicherten Status sehr subjektiver Hypothesen („... wir wissen es nicht“, 138; „gewiss, das steht so nicht im Text“, 24); zudem gibt der Autor im gesamten Opus keinen einzigen Quellenverweis. Am schwersten wiegt jedoch das zu wenig die eigene endliche Erkenntnis-kraft in Rechnung stellende naive analoge Reden angesichts der doch hochkomplexen Verhältnisse bezüglich der „Letzten Dinge“. Allzu menschliche Vorstellungsweisen bestimmen nicht nur zu oft die Wortwahl (z.B.: Gericht als „himmlische Reha“), sondern auch Substantielles in der Aussage: Wenn es darum geht, ob Gott die böse, aber frei gefasste Entscheidung des Sünder respektiere, wird dieses Dilemma zu folgender Situation in Analogie gesetzt: „Aber kein Sanitäter, ... der den Schwerverletzten liegen sieht, wird „dessen ‚Freiheit‘, dumm und falsch gefahren zu sein, ‚respektieren‘ und ihn liegen lassen ...“ (92) Das vielschichtige Grundproblem der Verhältnisbestimmung von frei geschaffenen Menschen zum Schöpfergott wird hier und auch sonstwo im Buch nicht adäquat bedacht. Eine interessante Herausforderung ist und bleibt allerdings die Idee und der Versuch Wrembeks, über die zwielichtige Gestalt des Judas eine biblisch-christliche Soteriologie zu entwerfen.

Gustav Schmitz

Dietmar Mieth
Meister Eckhart
Impulse für eine praktische Theologie der Spätmoderne

München: C.H. Beck Verlag, 2014
298 Seiten
16,95 €
ISBN 978-3-406-65986-7

Kaum einer ist konfessions- und religionsübergreifend so gefragt wie Meister Eckhart: als Lehr- und Lebemeister, als spiritueller Denker und Übersetzer, als Mystagoge und Weggefährte. Die einen lesen den entschieden christlichen Professor und Prediger buddhistisch, andere finden esoterische Weisheiten bei ihm, wieder andere rufen ihn als Zeugen eines nachkirchlichen Christentums an. Diese erstaunliche Resonanzfähigkeit einer großen Gestalt des frühen 14. Jahrhunderts ist keineswegs nur modischer Ausdruck spiritueller Bedürfnislagen und Projektionen heute, hat sie doch mit der inneren Vieldimensionalität von Eckharts prozessuellem Denken zu tun. So werden vom Lesenden „Perspektivismus, Mut zur unterschiedlichen Betrachter- und Betrachtungsperspektive erwartet, die Fähigkeit, sich auf unterschiedliche ‚Stufen‘, auf unterschiedliche Blickwinkel einzulassen“ (72).

Genau das macht Reiz und Verdienst dieser glänzenden Erschließung von Eckharts Zeit und Werk aus. Der emeritierte Tübinger Moraltheologe ist seit seiner pionierhaften Promotion mit dem Thüringer Dominikaner beschäftigt und fasst hier zentrale Interpretationsschneisen besonders aus den letzten zehn Jahren zusammen – kenntnisreich mit vielen Originalzitataten und klaren Durchblicken. Bei deutlichem Verstehensanspruch gut lesbar, werden Eckhart Gedanken mit heutigen Verstehensvoraussetzungen anschaulich vermittelt. Im Übrigen helfen Register zur Erschließung der dichten Interpretationen.



Eckharts Denken gleiche einem Paternoster-Aufzug oder einer Rolltreppe, es ist ständig in Bewegung und in Beziehung. Vernunft und Evangelium, Philosophie und Theologie stehen für ihn in einer Art prästabilisierten Harmonie, also im wechselseitigen Erschließungszusammenhang, und sind kein Gegensatz. Für Eckhart geht es um die Herkünftigkeit von allem aus dem ständig sprudelnden Einheitsgrund, den wir Gott nennen. „Alles ist Gabe, sonst wäre es nicht. Und alles ist, weil es aus liebender Beziehung entspringt. Der konstituierende Ursprung von allem muss nicht bewiesen werden, bedarf freilich um seiner Ankunft bei uns willen der Auslegung.“ (40) Nicht die Warum- und Wohin-Fragen sind für Eckhart leitend – alles dreht sich um das Geheimnis unserer Abkünftigkeit aus dem grundlosen Grund göttlicher Liebe. So soll der Mensch nicht länger darauf schauen, was er sein soll, sondern auf das, was er schon ist – nämlich vernunftbegabt und liebesfähig aus Gott geboren. Seine Aufgabe und Würde ist es, für dieses ständige Wirken Gottes frei zu werden und ihm Raum zu geben – „arm“, „abgeschieden“, „ledig“ von allem Vielerlei in Raum und Zeit. Dadurch wird der Mensch lebendig und fruchtbar: intellektuelle, spirituelle und soziale „Redlichkeit“ sind die Folge. Auf diesen (Wider-)Geburtsprozess – nicht Wiedergeburt! – zielen besonders Eckharts Predigten.

Mieth zeigt facettenreich, „wie sehr bei Eckhart die Schöpfung und die in sie hineingenommene Inkarnation dominieren“ (126). Vernunft und Glaube, Denken und Beten, Buch der Natur und Buch der (heiligen) Schrift sind keine Gegensätze, sondern sprechen in unterschiedener Einheit von Demselben. Dass Eckhart derart entschieden von der wirkenden Gegenwart Gottes in allen Dingen herdenkt und diese als „Transzendenz nach innen“ (135) auslegt, macht ihn heute anregend und herausfordernd. Sein unglaubliches Welt- und Vernunftvertrauen aufgrund seines Gottesglaubens geben zu denken und zu tun. Keinerlei kirchliche Engführungen bei selbstverständlicher Kirchlichkeit, keine religiösen Sonderwelten bei höchster denkerischer Genauigkeit, kein frommes Gerede bei tiefster Spiritualität – es geht immer nur um den Gott, ohne den nichts wäre, und also um die ganze Wirklichkeit, in der dieser Gott gegen alle Widerstände zur Welt kommen will. Zentraler Begegnungsort dieses wechselseitigen Begehrens von Gott und Mensch ist die Vernunft – als Nachvollzug jener Rückkehr in den göttlichen Einheitsgrund, der alle Zeitekstasen zwischen Vergangenheit und Zukunft unterfängt und einbirgt, nicht zuletzt auch das Leiden (in) der Geschichte.

Mieth erschließt Eckhart als durch und durch katholischen Lehr- und Lebemeister; er ist ja kirchlich nie verurteilt worden, „nur“ einige seiner Sätze „so wie sie klingen“: Im Christlichen geht es eben nicht um eine Sonderlehre, sondern um die Geheimnisstruktur der ganzen Wirklichkeit. Und die will nicht nur im Leben, sondern auch im Denken und Danken schöpferisch mitvollzogen sein. Lebens- und Denkform sind untrennbar.

Gotthard Fuchs

Clara Vasseur OSB / Johannes Bündgens

Spiritualität der Wahrnehmung

Einführung und Einübung

Mit einem Vorwort von Guido Meyer

Freiburg / München: Karl Alber Verlag. 2015

336 Seiten

24,00 €

ISBN 978-3-495-48662-7

Gerade weil „Spiritualität“ so modisch geworden ist, braucht es solide, nicht zuletzt philosophische Grundlegungen. Dafür die Phänomenologie auf der Linie von Husserl bis Levinas und Henry zu wählen, legt sich nahe, ganz auf der Spur übrigens von Edith Stein und Klaus Hemmerle. „Zu den Sachen selbst“ heißt es da, mit dem sich allen Vor-Stellungen enthaltenden Bewusstsein und seiner dann reinen Empfänglichkeit. „Die phänomenologische Methode geht von der sinnlichen Wahrnehmung aus, um in Akten der Anschauung, die jederzeit abrufbar sind, das Wesen der Dinge zu erfassen“ (94) bzw. diese(s) erscheinen zu lassen. Im Zentrum steht also die förmlich kontemplative Haltung der Aufmerksamkeit, und naheliegend sind die Bezüge zu patristischen und monastischen Überlieferungen, zumal bei einer Benediktinerin als Autorin. Die entscheidende Pointe dabei: Gegen eine objektivierende und objektivistische Sichtweise, derzufolge Objekt und Subjekt sich ursprünglich immer schon gegenüberstehen (sollen), ist hier vom gleichursprünglichen Entstehen des Phänomens auszugehen. Erst indem ich affiziert, also „an-getan“ werde, und – zugleich damit – mich sozusagen selbstlos und achtsam öffne, entsteht die Wirklichkeit: Ich werde ihrer und meiner ge-wahr. Ich kann z.B. bei einem biblischen Text sinnvoll nicht unbeteiligt sagen, das ist „objektiv“ wirklich und das andere ist „nur“ symbolisch.



Vier Grundphänomene und Leitbegriffe werden mit vielen kostbaren Zitaten entfaltet, im gelungenen Rhythmus von anschaulichem Alltagsbezug und plastischer Reflexion: Berührung, Wahrnehmung, Erfahrung und Begegnung. Wie in einem klösterlichen Kreuzgang sind Leser und Leserin eingeladen, die vier Flügel nach-denkend und mit-betrachtend zu begehen. Dass dabei der Leib als „Medium“ der Transzendenz und als spürbarer „Ort“ des Unsichtbaren und Unbegreiflichen im Mittelpunkt steht und in den Mittelpunkt gestellt wird, ist besonders verdienstvoll, sowohl für die theoretische Entfaltung wie für die praktische Einübung. Denn „das Fleisch ist der Angelpunkt des Heils“ (caro cardo salutis), wie Tertullian um 200 nach Christus gegen die damalige Esoterik und Gnosis programmatisch formulierte. Christentum ist wesentlich Inkarnation und in diesem Sinn weder idealistisch noch materialistisch auszulegen (aber beide Pole umgreifend). Diese phänomenologische Erschließung des Wirklichen im Licht sowohl der Vernunft wie des Glaubens kann und will jeden Menschen ansprechen, auch den nichtkirchlichen und nachchristlichen. Beeindruckend ist auch, wie entschieden die französische Phänomenologie bis zu Michel Henry durch treffende Zitate einbezogen und erschlossen wird.

Die vorausgesetzte theologische Position freilich wird nicht eigens entfaltet (und auch die philosophische lockt zur Ergänzung); die protestativ befreiende, auch politische Dimension des Glaubens kommt (trotz vieler kritischer Alltagsbezüge und manch kritischer Zeitdiagnose) zu kurz, und so ist der verdienstvolle Brückenschlag zu Bibel und Liturgie m.E. doch etwas harmonistisch und auch kurzschlüssig geraten: Wo z.B. geht es um die Wahrnehmung des Bösen? Warum werden die vielen Schriftzitate ohne biblischen Kontext wie freischwebend eingebracht, ohne jede exegetische Erdung? Die theodramatische Dimension christlicher Welt- und Selbstdeutung mit Akzent auf der Gewalterfahrung und -bewältigung jenseits von Eden könnte unschwer ausführlicher noch in den Gesamtentwurf eingetragen werden.

Insgesamt ist „Spiritualität der Wahrnehmung“ ein ausgesprochen wichtiges, ja grundlegendes Buch und sei allen empfohlen, die im Feld von „Spiritualität“ tätig sind. Es ist sympathisch klar und anschaulich geschrieben; es verlangt zwar genaue Lektüre und längeren Atem, belohnt aber durch neue Blicke auf die Realität und ist, ohne konkretistisch zu werden, wirklich auch Einübung.

Gotthard Fuchs

Bertram Stubenrauch
Pluralismus statt Katholizismus?
Gott, das Christentum und die Religionen

Regensburg: Friedrich-Pustet-Verlag. 2017

192 Seiten

29,95 €

ISBN 978-37917-2916-9



In der Frage, wie sich der Wahrheitsanspruch des Christentums zu den konkurrierenden Wahrheitsansprüchen anderer Religionen verhalte, hat sich in den letzten 30 Jahren die Typologie von Exklusivismus, Inklusivismus und Pluralismus herausgebildet. Während ein christlicher Exklusivismus „außerhalb der Kirche kein Heil“ kennt, ist ein Inklusivismus bereit, in anderen Religionen Elemente einer Wahrheit zu erkennen, über die das Christentum schon verfügt. Allein der Pluralismus kann dann mit dem Anspruch auftreten, den eigenen Wahrheitsanspruch so zu relativieren, dass der Dialog mit anderen Religionen zu einer religiösen Horizonterweiterung führt. In religionspädagogischen Handreichungen ist das letztgenannte Modell immer wieder mit der aus dem Hinduismus stammenden Geschichte von den Blinden präsent, die mit ihren Händen einen Elefanten ertasten und dem Irrtum unterliegen, das Bein für einen Baumstamm, den Rüssel für eine Schlange und den Schwanz für ein Seil zu halten. Erst in der eschatologischen Zusammenschau aller Teilwahrheiten – so die Pointe – tritt uns die ganze Wahrheit vor Augen.

Ein interessantes Gedankenexperiment tritt jedoch ein, wenn wir die folgenden Forderungen an einen interreligiösen Dialog in der skizzierten Typologie unterzubringen versuchen: „Zu fordern ist [...] die Ehrfurcht vor dem Glauben des anderen und die Bereitschaft, in dem, was mir als das Fremde begegnet, Wahrheit zu suchen, die mich angeht und die mich korrigieren, mich weiterführen kann. Es ist zu fordern die Bereitschaft, hinter den vielleicht befremdlichen Erscheinungsformen das Tiefere zu suchen, das sich in ihnen verbirgt. Es ist des weiteren die Bereitschaft zu fordern, die Verengungen meines Verstehens von Wahrheit aufbrechen zu lassen, mein Eigenes besser zu erlernen, indem ich den anderen verstehe und so mich auf den Weg zum größeren Gott bringen lasse – in der Gewißheit, daß ich die Wahrheit über Gott nie ganz in Händen habe und vor ihr immer ein Lernender, auf sie hin immer ein Pilger bin, dessen Weg nie zu Ende ist.“

Wäre die beschriebene Typologie stimmig, dann müssten diese Sätze von einem Vertreter der pluralistischen Religionstheologie formuliert worden sein. Sie stammen jedoch von Joseph Ratzinger – später Papst Benedikt XVI. –, der nicht erst seit „Dominus Iesus“ von dem Verdacht frei ist, Vertreter eines religionstheologischen Pluralismus zu sein. Wie wenig sich der spezifische Wahrheitsanspruch des Christentums in das genannte Dreierschema fügt, machen die Beiträge des vorliegenden Bandes in immer neuen Anläufen deutlich.

Ihr Ansatz ist kenotischer Natur: Die Größe desjenigen Gottes, der sich in Jesus Christus zeigt, besteht darin, dass er sich auf dem Weg der Inkarnation kleinmacht und die Welt nicht überwältigt. In dieser Inkarnation – ich nenne sie eine vertikale – nimmt Gott das Andere als das Eigene an. Die gläubige Bezeugung dieses Geschehens bedeutet dann, dieses Inkarnationsgeschehen horizontal fortzusetzen. Wo dies durch Unterwerfung geschieht, wird der kenotische Charakter des Inkarnationsgeschehens verraten. Vielmehr bedeutet die besagte Bezeugung, sich in lernfähiger Weise auf fremde Überzeugungen, Religionen und Kulturen einzulassen – in der Hoffnung, auf diese Weise vertieft in das in Jesus Christus gegebene Inkarnationsgeschehen einzudringen. Der einzigartige Wahrheitsanspruch des Christentums wird dabei nicht aufgegeben, erfährt aber in grammatischer Hinsicht eine Deutung als genitivus subiectivus: Diese Wahrheit ist eine, die uns und unseren Glauben in Anspruch nimmt und unter ihr Maß stellt.

Freilich wünscht man sich beim Lesen eine stärkere Ausformulierung derjenigen Kriterien, von denen es abhängt, ob und was man vom Anderen lernen kann. Darüber hinaus kommt es zu manchen Redundanzen, die sich aus dem Charakter eines Sammelbandes ergeben, der die Veröffentlichungen des Verfassers zu seinem Thema zwischen 1995 und 2017 umfasst.

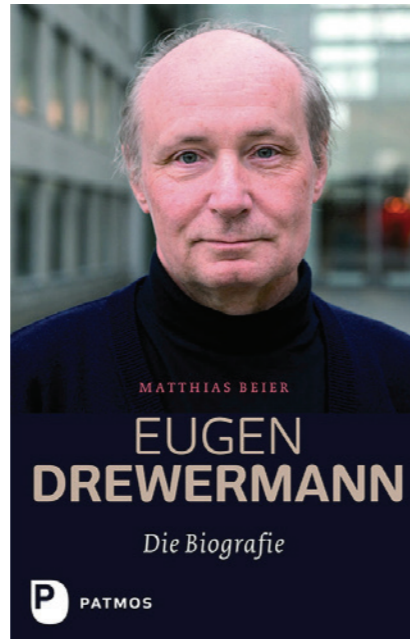
Gerd Neuhaus

Matthias Beier
Eugen Drewermann
Die Biografie

Ostfildern: Patmos Verlag. 2017
518 Seiten m. Fotos
50,00 €
ISBN 978-3-8436-0601-1

Eugen Drewermann gehörte vor der Jahrtausendwende zu den einflussreichsten theologischen Schriftstellern im deutschsprachigen Raum. Er gab religiös suchenden Menschen, die sich von spröder akademischer Theologie und mechanistischer lehramtlicher Verkündigung abgestoßen fühlten, ein intellektuell-spirituell Zuhause. Nach seiner Suspendierung von Lehr- und Priesteramt entwickelte der „Luther aus Paderborn“ ab 1993 mit der Reihe „Glauben in Freiheit“ eine umfassende Kulturhermeneutik, welche die Grenzen klassischer Theologie aufsprenge und alle modernen Wissensgebiete integrierte.

Nun ist eine erste große Biographie dieses Weisheitslehrers erschienen, in welcher die verstreuten Informationen zu seiner Person zusammengeführt und angereichert werden. Autor ist der seit den 1990er Jahren zu Drewermanns „Jüngergemeinde“ zählende und in den USA lehrende Pastoralpsychologe Matthias Beier, der bereits 2010 eine lesenswerte Einführung in Drewermanns Denken gegeben hat.



Das jetzt vorgelegte 500-Seiten-Werk kann freilich nicht durchgängig überzeugen. Über weite Strecken langatmig, belehrend, moralisierend und ohne Distanz zu seinem „Objekt“, stilisiert Beier Drewermann zu einem Denker und Aktivisten, von dem Wohl und Wehe der Menschheit abhängt. Neues erfährt der doch zumeist vorinformierte Leser nur im ersten Teil, etwa über den sozialen Hintergrund der Herkunftsfamilie Drewermanns, die depressiven Phasen in dessen Leben, die daraus erwachsene Genesis seiner existenzialistischen Theologie, die seit 1973 bestehende Beziehung zu seiner Lebensgefährtin Eva Maria Deinert oder einen bis in die Siebzigerjahre hinein ultrakonservativen Liturgen Drewermann. Sichtbar wird ein sensibler junger Mann, der seinen Altersgenossen intellektuell weit voraus ist, aber auch an der robusten Bürgerlichkeit der Adenauer-Zeit und der falschen Selbstgewissheit der katholischen Theokratie sichtbar leidet. Das alles nimmt den Leser für Drewermann ein, selbst dann, wenn er politisch anders optiert.

Den weitaus umfänglichsten Teil des Buches macht dann allerdings die Schilderung der Jahre von 1986 bis 1992 aus. Es ist die Zeit, in der die breite Öffentlichkeit Drewermanns Bücher zu lesen und seine Vorträge zu hören beginnt, auch dessen Opposition gegen die theologisch enge Amtsführung des Wojtyła-Papstes und seines Mitarbeiters Joseph Ratzinger wohlwollend begleitet. Beier zeichnet aus Drewermanns Perspektive die Konfliktlinien nach, welche die Katechismus-Theologie Roms und die existenziale Glaubensinterpretation des Paderborner Seelsorgers trennen. In der Darstellung des „kafkaesken Prozesses“ (Beier) gegen Drewermann wird immer wieder auf das Freundschaftsnetzwerk Integrierte Gemeinde – Kardinal Ratzinger – Erzbischof Degenhardt von Paderborn verwiesen. Das mag richtig erkannt sein, eine „Enthüllung“ – wie uns Beier glauben machen will – ist es nicht, letztlich auch völlig belanglos. Deutlich ist Beiers Bemühen, die ganze Causa Drewermann zu einem Showdown zwischen Ratzinger und dem Paderborner Gnaden-theologen zu stilisieren. Die Behauptung, Drewermann habe lange Zeit nicht gewusst, was auf dem Spiel steht, ist kaum glaubhaft. Der Fall Boff war 1986 noch frisch, der Fall Küng allen in Erinnerung und 1987 stürzt Uta Ranke-Heinemann über das katholische Schibboleth – die Jungfrauengeburt. Dass Drewermann mit „Kleriker“ 1989 nur die psychischen Wirkungen eines Ideals offengelegt, aber keinerlei dogmatische Aussagen getroffen habe, wiederholt Beier unkritisch aus den damaligen Akten. Im Grunde kämpft der Autor den gesamten Konflikt noch einmal an der Seite seines Helden durch, statt die Dinge aus der Distanz zu betrachten und sich die Unvermeidbarkeit des Ausgangs einzugestehen.

Auf Seite 435 ist dann die Luft raus, obwohl wir uns erst im Jahre 1992 befinden. Was dann folgt, ist doch ein wenig frech: ein Überblick über verschiedene Vorträge und Ehrungen, lange Zitate, zahlreiche Wiederholungen und viel Weihrauch zwischen den Blättern. Von einer Entwicklung des Drewermann'schen Denkens, gar seiner Person erfährt der Leser nichts mehr. Das Buch wirkt dadurch nicht nur unfertig, letztlich ist es das auch. Eine andere Anordnung des Stoffes, eine andere Austarierung der Inhalte, mehr Distanz und weniger Missionierungswille eines „Bekehrten“ – das wäre wünschenswert gewesen angesichts einer Leserschaft, die sehr gut selbst denken kann.

Günter Nagel

Karl Frielingsdorf
Mein Lebensglück finden
Mehr selbst leben als gelebt werden

Würzburg: Echter Verlag, 2017
331 Seiten
19,90 €
ISBN 978-3-429-04342-1

Eine verzwickte Situation: Da hat jemand die Hälfte der Limburger Theologen als Lehrer beeinflusst, und nach seinem Tode erscheint eine Art Summe seiner Einsichten. Das weckt das Interesse. Aber dann soll man das Werk besprechen. Au Backe!

Karl Frielingsdorf befragt zuerst den Begriff des „erfüllten Lebens“ und findet eine Antwort in gelebter Liebe. Diese erläutert er ausführlich in einer Entwicklungspsychologie, welche in einem Phasenmodell der individuellen Auseinandersetzung mit der eigenen Lebensgeschichte kulminiert, als Versuch der nachträglichen Selbstbemächtigung. Dann fügt er den Glaubensbegriff ein und beobachtet die Auswirkungen verschiedener Gottesbilder auf ein gelingendes Leben: Richtergott – barmherziger Gott, Todesgott – Lebensgott, Buchhalter – Hirte, Leistung – Fruchtbarkeit. Daraus schließt er auf produktive und behindernde Überlebensstrategien. Als Ergebnis stellt er fest, dass entscheidend für das Lebensglück offene und gewaltfreie Beziehungen seien. Schließlich erweitert er den Fragehorizont und benennt spezifisch christliche Werte für das Gelingen. Sein Fazit: „Glücklich ist, wer will, was er hat.“



Ist das eine allgemeine Einführung in die Pastoralpsychologie? Ein Lebenshelfer? Ein besinnliches Werk? Ich denke, es soll all dies sein. Und das macht die Sache noch einmal schwieriger. Ein Detail: Der Text ist gespickt mit Sprüchen – ohne ihren Kontext werden die vielen Sentenzen (von Nietzsche bis Thomas) oft und gelegentlich auch die Fallbeispiele ungenau und verlieren für den uneingeweihten Leser ihren eigenen Sinn. Was bei all den tollen Funden von Zitaten und an präzisen Theorieskizzen (schon für die ist das Buch eine Fundgrube) schade ist. Auffällig ist, dass die Sprüche bei aller Unterschiedlichkeit der einzige Ort sind, an dem sich Humor zeigt, fast als schäme sich der Autor, davon im laufenden Argumentieren etwas spüren zu lassen – was sich aus der Schwere der Geschehnisse in den Fallbeispielen erklären mag.

Bedenkt man ferner, dass die Meinungen und Argumente überzeugend und im Endeffekt nachvollziehbar nur für die Minderheit der katholisch Sozialisierten ist, drängt sich der Verdacht auf, etwas passe da zu gut – als würden Elemente moderner Wissenschaft so weit gedehnt, bis sie mit traditionell theologischer Anthropologie (und einem konservativen Weltbild) harmonieren. Dabei legt der Autor seinen eigenen theologischen Duktus ungeschminkt offen. Und der ist, trotz eines fabelhaften Hemmerle-Zitats, erstaunlich trocken, fast scholastisch.

Kühle, sanft traurige Töne herrschen vor, keine Hitze blitzt auf. Das ist weitgehend die Konsequenz des Freudianischen Theoriekonzeptes, orientiert an schicksalhaften Phasen und am Plan einer Rekonstruktion des Missratenen – und dies noch einmal verschärft durch eine Konstruktion der Verarbeitungsphasen entlang der Vorstellungen von Elisabeth Kübler-Ross (denial, anger, bargaining, depression und acceptance). Am Ende bleiben die frühesten (negativen) Erfahrungen bestimmend, deren spätere Aufarbeitung bietet nichts Neues; denn die führt durch Anschauen der Kränkungen hin zu deren Aushalten. Das kann man auch anders sehen: Eine Lösung bestünde da in konsequenter Aktion, im Lösen vom Erstarren machenden Ansehen.

Die möglichen kritischen Einwände gegen die Urteile des Verfassers sind mindestens so alt wie die Psychoanalyse. Zu welchen besseren Ufern soll die angestrebte „Auseinandersetzung“ führen? Wie soll sich die „positive Perspektive“ von einer adressierten Illusion unterscheiden? Wie soll die erworbene Klarheit aus der Analyse mehr sein als ein beruhigendes (opiumhaftes) Narrativ mit immer neuen Anlässen zur Neurose?

Frielingsdorfs Leitspruch „Auf der Suche nach dem Leben begegnet Dir Gott“ scheint mir dennoch überzeugend. Er kann missverständlich sein, als würde hier eine exklusive Suchanweisung gegeben: „Nur wenn Du Dich mit Dir selbst beschäftigst.“ Aber richtig bleibt: Das Geheimnis Gottes soll man im Leben suchen, zwar nicht ausschließlich in der Vergangenheit der eigenen Beziehungen und Bestrebungen, sondern in dem, was jetzt passiert. Wo ist Er da? Verknappt gesagt: Immer schon ist Er da, aber oft verdeckt im Nebel meiner jetzigen Situation; und da zeigt Er (schlüssellos) Präsenz, in dem Moment, da er sich im wortlosen Sinn und in der aufblitzenden Einsicht in sein Gesetz äußert: Der Nebel, in dem Leben existiert, lichtet sich in solchen seltsamen Momenten zu Wort und Gesetz, in denen wir uns entscheiden, abzuwägen und zu dosieren, vor allem aber gerecht zu handeln. Diese Momente bringen mich vor Ihn und ganz zu mir, sie sind argumentfrei, eher horchend und ausschauend als unsere vor-geschriebene Regel verlängernd. Später werden wir ahnen, wer da (in „unsere Gewissen“) sprach; viel früher schon verstehen, dass dieser raue Ruf ins Risiko ein „Wort des Lebens“ war.

Das Buch hilft nicht nur den ehemaligen Fans seines Autors. Es schafft Anlässe zum Weiterdenken. Wer Menschen berät oder nach Aufarbeitung seiner belasteten religiösen Vergangenheit sucht, wird wichtige Hinweise finden. Die Arbeit kann beginnen.

Heribert Löbbert

Islam in der Krise

koranische Verzauberung

Christentum und Populismus

Alternative für Christen?

Sterben für den Glauben

Andere Weltanschauungen

Bibel im Koran

Karl-Josef Kuschel
Die Bibel im Koran
Grundlagen für das interreligiöse Gespräch

Ostfildern: Patmos Verlag, 2017
672 Seiten
49,00 €
ISBN: 978-3-8436-0726-1

Der Tübinger Theologe Karl-Josef Kuschel hat ein Faible für Mottos. So sind nicht nur jedem der sechs Teile seines Buches mit dem schönen, Sidney Griffith entliehenen Titel „Die Bibel im Koran“ in der Regel zwei längere Zitate religiöser Provenienz vorangestellt. Die über 600-seitige Schrift, die Bibel und Koran als einander unentbehrliche Gesprächspartner auf literarischer wie theologischer Grundlage darstellen möchte, wird durch ein dreiseitiges Präludium dialogorientierter Aussprüche religiöser respektive politischer Autoritäten eröffnet. Dem Leser ist mithin sofort klar: Der Autor ist belesen. Der Autor ist im Gespräch. Hier wird mit Autorität gesprochen. Und diese drei Eindrücke trügen nicht.

Der engagierte Denker des Dialogs bietet – neben dem zum Teil überarbeiteten Neuabdruck der Analyse koranischer Figuren mit „biblischer Vorgeschichte“ (Adam, Noach, Mose, Josef und Jesus/Maria) aus den Büchern „Juden – Christen – Muslime“ sowie „Josef in Ägypten“ – weitere intensive Lesefrüchte seiner Auseinandersetzung mit neueren Ansätzen zum Koran an. Dabei ist es besonders reizvoll, dass mit Kuschel ein literaturwissenschaftlich Kundiger die Texte der jeweiligen „Heiligen Schriften“ liest und dafür ein Gespür vermittelt, welche hermeneutischen und exegetischen Entscheidungen getroffen werden müssen, damit eine solche Lektüre wechselseitig fruchtbar verläuft. Die Einbettung von Koran und Bibel in ein Beziehungsverhältnis zu Kultur und Literatur erweist sich einmal mehr als Schlüssel für eine offene Kommunikation zwischen den Religionen wie zur säkularen Gesellschaft.



Kuschel ist nicht nur belesen, sondern im Gespräch. Die Wahrnehmung des Korans, seiner muslimischen Deutungen wie christlicher Positionierungen geschieht vor dem Hintergrund des Projektes Weltethos und der Dialoginitiative des Abrahamischen Forums. Damit ist der Akzent einerseits auf die Ausarbeitung gemeinsamer Kernfragen sowie struktureller Vergleichbarkeiten und andererseits auf einer Betonung positiver Entwicklungen im Islamverständnis sowie einer Fürsprache gegenüber einer als unberechtigt und polemisch empfundenen Islamkritik gelegt. Kuschel betont bereits im ersten Satz, dass das Buch „nicht geschrieben [ist] für Bibelspezialisten und Koranexperten“, sondern „für Menschen, die das interreligiöse Gespräch suchen“ (19). Eine seltsame Entgegensetzung, die dazu dienen kann, alle Anfragen an die sehr versöhnliche Lesart Kuschels von vorneherein als akademische Erbsenzählerei abzutun. Mitunter unangenehm fallen die Diskreditierungen kritischer Anfragen an die Galionsfiguren Kuschels (Helmut Schmidt, Anwar as-Sādāt, Papst Franziskus, Barack Obama) als „zynisch“ (als solche wird sogar Abū Zayds Kritik an Sādāt charakterisiert) oder „verängstigt“ (ist es wirklich nur die Angst, die gegen ein gemeinsames Gebet von Christen und Muslimen spricht?) auf. Dennoch:

Kuschels Grundanliegen, Koran und Bibel, Christentum und Islam aus einer Logik der Beziehung zu verstehen, ist von großer Tragweite. Wenn er einen „Paradigmenwechsel vom konfrontativen oder ignorierenden hin zu einem vernetzten Denken“ (623) einläuten will, so ist dies mehr als ein lobenswerter Wille zur Verständigung getrennter Religionen. Er nimmt vielmehr die Verflechtung der normativen Quellentexte wie der gemeinsamen Geschichte wahr und zugleich die Asymmetrien, unterschiedlichen Voraussetzungen und Schwierigkeiten ernst.

Wichtig ist mithin der erste Teil „Wie den Koran im Gegenüber zur Bibel verstehen? Erfahrungen eines Christenmenschen“, der einen Text von 2012 aus der „Moslemischen Revue“ ausführt. Wesentlich referiert Kuschel die Einsichten, die er der Lektüre von Navid Kermani und Angelika Neuwirth (nicht zu vergessen Jacques Berque!) entnimmt, und mit denen er zum einen die spezifische Struktur des Korans (Mündlichkeit, Rezitationscharakter, nicht-narrative poetische Sprache) und zum anderen die chronologische Entwicklung des Koran und die Entfaltung seiner konstitutiven Bezüge auf Judentum und Christentum entnimmt. Neue Erkenntnisse sind hier nicht zu finden, doch wer diese islamwissenschaftliche Grundlagenliteratur nicht selbst lesen will, findet eine leicht zugängliche Zusammenfassung. Das Anliegen ist es, die von Helmut Schmidt formulierte Wissenslücke „Ihr Europäer wisst dies alles nicht“ (35) – die inneren Bezüge von Judentum, Christentum und Islam, die „Priester und Kirchen, Mullahs und Rabbis uns Laien“ (57) vorenthalten haben – zu beseitigen. Deutlich wird, dass das Christentum für Helmut Schmidt wie für Kuschel nur aus westlichen Gläubigen besteht: Dass Christen „von vorneherein in doppelter Distanz zum Koran [sind]: als Nichtmuslime und als Sprachunkundige“ (107), dürfte die arabischsprachigen wie andere Christen des Nahen

Ostens, die durchaus des Arabischen mächtig sind, nicht erfreuen. Sonst könnte die Unterbewertung der Auseinandersetzung mit dem Islam in klassischen, aber eben nicht lateinisch-westlichen Quellen, die doch mehr ist als „Selbstprofilierungsinteresse auf Kosten des je Anderen“ (58), nicht haltbar sein. Die Ausblendung der christlichen Welt des Nahen Ostens und anderer Teile der Welt bildet ein echtes Desiderat für weitere Überlegungen, die manche zuversichtlichen Urteile über Entwicklungen im islamischen Denken in einen anderen Kontext rücken könnte. Der Brückenschlag zwischen dem christlich-islamischen Dialog im Kontext der westlichen Gesellschaft und den Erfahrungen und Traditionen des nahöstlichen Christentums ist sicherlich eine der wichtigen Aufgaben, der man sich im Blick auf „Kultur der Achtsamkeit“ (623) stellen sollte.

Ergänzt wird die Zusammenstellung der islamwissenschaftlichen Lektüre mit Themen der aktuellen Debatte – vor allem der Umgang mit Aufrufen zur Gewalt –, die in den Blick rücken, dass es sehr wohl eine muslimische Distanzierung und einen hermeneutischen Umgang mit den entsprechenden Koranversen gibt. Die Bandbreite ist allerdings sehr groß und stellt die inhaltlich wegweisende Marakesch-Erklärung, die nicht-gruppenbezogene und individuelle Bürgerrechte zu begründen sucht, zusammen mit dem zumindest diskussionswürdigen „Offenen Brief an al-Bağdādī“, der ganz im konservativen bis reaktionären Quellenverständnis verbleibt. Kuschel sucht in diesem Punkt eher den breiten Konsens in der Ablehnung des Terrorismus als in der Analyse, welches Islamverständnis in der Lage ist, eine plurale Gesellschaft zu einen. Auch wenn Kuschel problematische Entwicklungen nicht ausblendet, verfolgt er insgesamt die Lesart, die Verbindung von politischem Islam zu militantem Ġihādismus wenig zu akzentuieren und die religiös motivierte Gewalt allein als „Islam-Konstrukt“ (148) zu sehen.

Kuschel ist nicht nur belesen und im Gespräch, sondern spricht mit der Autorität eines engagierten Professorenlebens. Dies bedeutet vor allem: Er stellt nicht (nur) dar, sondern er will etwas. Er will bewegen, appellieren, ja, in gewisser Weise auch erziehen. Dies schlägt sich bereits formal darin nieder, dass Kuschel wiederholt gut handhabbare und prägnante Kataloge zusammenstellt: Helmut Schmidts „10 Erkenntnisse im Interesse des Dialogs“, 3 Leitlinien für einen christlichen Umgang mit dem Koran oder „10 Prinzipien einer Strategie der Entfeindung und Vertrauensbildung“ in der Analyse von Barack Obamas Kairoer Rede. Neben der Analyse der koranischen Figuren – deren Überarbeitung allerdings (mit Ausnahme des Kapitels über Jesus und Maria) doch zu gering ist, als dass man das Buch erwerben müsste – liegt in dem Zueinander von gesellschaftspolitisch-staatsmännischem Rasonnement und theologischen Überlegungen die Stärke des Buches.

Inhaltlich baut dieses Zueinander auf der Annahme auf, dass Religionen formbar sind: Es gilt, zugunsten der Verantwortung für den Frieden und das Zusammenleben (59-65) bestimmte Traditionen auszuwählen und zu akzentuieren, andere hingegen zurückzudrängen. Ähnlich wie Khorchide sieht Kuschel religiöse Traditionen, systematische Überlegungen und Zusammenhänge wesentlich als „Narrative“, die es aufzunehmen oder zu denen es „Gegennarrative“ (62) zu etablieren gilt. Selbst wenn die Grenze zur planenden Religionstechnologie manchmal haarscharf gestreift wird, darf man das Anliegen Kuschels nicht als bloßen Funktionalismus diskreditieren. Es ist zutiefst begründet in der liberalen theologischen Tradition, die den Kern von Religion in ethischer Weisung und individueller Religiosität sieht. Das liegt allen drei Religionen zugrunde und verbindet sie im Innersten: Die individuelle Hingabe an den einen Gott und die Verantwortung für den Nächsten, kurz islām im nicht konfessionellen Sinne. Alles andere – Dogma, Ritus und Institution – ist in der Gefahr, Menschen zu separieren, und muss deswegen gestaltet werden. „Religion ist machbar, Herr Nachbar!“ möchte man in Erinnerung an friedensbewegtere Zeiten – um ein Lieblingswort von Kuschel aufzunehmen – „ausrufen“.

Tobias Specker SJ

Angelika Neuwirth

Die koranische Verzauberung der Welt und ihre Entzauberung in der Geschichte

Freiburg: Herder Verlag. 2017

264 Seiten m. s-w Abb.

30,00 €

ISBN 978-3-451-34972-0

Der Koran stellt immer wieder den Gegenstand hitziger Debatten dar. Nicht nur Muslimen, sondern auch Islamkritikern dient er zur Begründung oder Widerlegung bestimmter Positionen. Dabei wird der Islam mit dem Verweis auf den Koran oft als das ganz Andere, als das Gegenüber des „jüdisch-christlichen Abendlandes“ präsentiert.

Die mittlerweile emeritierte Koranforscherin Angelika Neuwirth leistet bereits seit Jahrzehnten einen bedeutenden Beitrag zur Auflösung dieser Dichotomien zwischen dem vermeintlichen Anderem und dem Wir. In gründlichen vergleichenden philologisch-religionswissenschaftlichen Untersuchungen zeigt sie auf, wie sehr der Koran in seinem Kontext, dem spätantiken „Denkraum“, verankert ist. Der zentrale Ansatz Neuwirths und ihres Berliner Forschungsprojektes, des Corpus Coranicum, ist es, im Koran den „noch-nicht-islamischen“ Text zu lesen, der auf religiöse und politische Debatten seiner Zeit rekurriert.

Der Koran ist demnach ein liturgischer Vortragstext, der in eine konkrete Gemeindesituation eingebettet ist und immer auf diese bezogen bleibt – noch kein schriftlich verfasster Text, wie wir ihn heute wahrnehmen. Gleichzeitig ist er „Zeugnis und [...] sprachliches Instrument“ einer Verwandlung der bisherigen Weltbilder – einer „Verzauberung der Welt“. Der Koran, so Neuwirth, verortet seine Zuhörer in der biblischen Tradition und sensibilisiert sie für den Heilsplan Gottes. Der spirituellen Verzauberung in Mekka folgt, so die These dieses Buches, eine anschließende weltliche „Entzauberung“ in Medina, eine Art „Veralltäglichsung“.



Neuwirth verdeutlicht an mehreren markanten Beispielen, wie sehr der Koran auf den alttestamentlichen Traditionen und ihren neutestamentlichen Interpretationen aufbaut – und wie dadurch arabisches Wissen nun biblisch gefärbt, wie gleichzeitig biblische Vorstellungen arabisiert werden. Der Koran ist darum bemüht, menschliche Loyalitäten neu zu sortieren – statt der einzelnen Stammesgesellschaft soll der Mensch sein Vertrauen auf Gott ausrichten, ein Unterfangen, das die „soziale Ordnung auf den Kopf“ stellt (115). Abraham ist hierfür ein Vorbild, denn er tauscht die Loyalität zu seinem Stamm mit der zu Gott, wird zum Inbegriff der Gottergebenheit, die im Wort „Islam“ ausgedrückt wird (233). Die Barmherzigkeit – zuvor im Wertekanon der arabischen Stämme nicht enthalten – wird nun zu einem Zentralbegriff der koranischen Botschaft: „Gott hat sich selbst Barmherzigkeit vorgeschrieben“ (Koran 6:12). Mit der göttlichen Barmherzigkeit werden schließlich Themen wie Sklavenbefreiung, Speisung von Hungernden, Waisen und Armen und soziale Gerechtigkeit verbunden (Koran 90:1-21). Maria, die Mutter Jesu, nimmt eine besondere „Schlüsselstellung im koranischen Barmherzigkeitsdiskurs“ (139) ein.

Dieses für eine breitere Öffentlichkeit verfasste und dementsprechend gut lesbare Buch leistet einen bedeutenden Beitrag zu aktuellen Diskussionen: Es verdeutlicht, dass der Koran nicht aus der europäischen Kulturgeschichte ausgeklammert werden kann, sondern vielmehr ein Teil einer für „das spätere Europa formativen spätantiken mittelmeerischen Kultur“ (17) ist. Zudem skizziert es ein abrahamitisches Modell, über dessen Implikationen für den christlich-islamischen Dialog sich nachzudenken lohnt.

Nora Kalbarczyk

Thorsten Hoffmann

Sterben für den Glauben

Ursprung, Genese und Aktualität des Martyriums in Christentum und Islam

Beiträge zur komparativen Theologie

Paderborn: Ferdinand Schöningh Verlag, 2018

448 Seiten

49,90 €

ISBN 978-3-506-78735-4

Der ambitionierteste Ansatz einer Theologie der Religionen, die zurzeit diskutiert wird, ist die komparative Theologie. Der Paderborner Theologe Klaus von Stosch hat das ursprünglich angelsächsische Konzept in Deutschland bekannt gemacht und ficht mit seinem theologischen Institut gleichen Namens für eine breite Anerkennung dieses stark dialogorientierten Ansatzes, der tatsächlich die meisten Schwächen der bekannten Modelle (Inklusivismus, Exklusivismus, Pluralismus) vermeidet und zudem vielfache Bezüge zum praktischen interreligiösen Dialog sowie zu den je eigenen Glaubensbiographien der Gesprächspartner eröffnet. Seit Neuerem wird diese Arbeit von einer Buchreihe beim ebenfalls Paderborner Schöningh Verlag begleitet, dessen bereits 30. Band (!) hier besprochen werden soll.

Die Dissertation des Trierer Theologen Thorsten Hoffmann nimmt sich eines Themas an, das nicht zuletzt wegen der ungebrochenen Aktualität islamistischer Terrorgefahr Interesse beanspruchen kann. Der Ausdruck Martyrer, „(Blut-) Zeuge“, findet seine wesentliche Prägung wohl im Christentum des zweiten Jahrhunderts unter dem Eindruck der Christenverfolgungen (9). Hier haben die wirkmächtigen frühchristlichen Schriften „Hirte des Hermas“ und „Martyrium Polycarpi“ eine entscheidende Rolle gespielt. Schon früh wurde in der Islamwissenschaft erkannt, dass „die Bedeutung des [arabischen] shuhada nachkoranisch sei und die Verwendung des griechischen martyrs bzw. des syrischen sahda unter den Christen widerspiegeln.“ (14). In zahlreichen Hadithen erhält der Begriff sahid also unter christlichem Einfluss die enge Verbindung zum militärischen Kampf (Djihad), die ihm bis heute eignet.



Entstanden sind für alle drei monotheistischen Religionen die konstitutiven theologischen Aspekte des Martyrertums – wie individuelle Auferstehung, Rechtfertigung der im Diesseits Bedrängten, aber im Glauben Standhaften (bzw. der aufopferungsvoll für den Glauben Kämpfenden oder gar der Sühnetod für alle Sterbenden gemäß dem 4. Lied vom Gottesknecht in Jesaja) – im Judentum des zweiten Jahrhunderts vor Christus unter der seleukidischen Herrschaft des Antiochus „Epiphanes“. Eine theologische Epochenwende, die sich in den im Judentum allerdings nicht kanonischen Büchern, dem Buch Daniel sowie dem 1. und 2. Makkabäerbuch, niederschlug und im Judentum auch die geringste Wirkung entfaltete. Die christliche Fassung des Begriffs bei Paulus, Jesus und in den ersten pastoralen Texten des Urchristentums wirkt unmittelbar auf den nachkoranischen Islam. In dessen ersten Jahrhunderten, der sog. „formativen“ Epoche des Islam findet dann die Scheidung zwischen christlichem (passiv-duldendem) und islamischem Martyrerbild (auf dem Schlachtfeld kämpfend) statt. Für den Autor sind hier weniger historische Gründe als die Schlüsselfigur des leidenden Christus entscheidend (148f).

Nach der mittelalterlichen Etablierung des Christentums als gesellschaftlicher Mainstream ist eine Ausweitung des Martyrerbegriffs zu konstatieren: Krankheit, Missionstätigkeit, Engagement in Lehre und Verkündigung, ja „jedes Handeln, das in der Nachfolger Christi geschah“ (155), konnte als Martyrium verstanden werden. Zur Kreuzfahrerzeit predigten Bernhard von Clairveaux und die Päpste Urban II. und Silvester III. dann wieder vom Tod auf dem Schlachtfeld und von himmlischem Lohn für „Martyrer“, die in der Regel andere Menschen getötet hatten. Einem wechselseitig christlichen und gewaltaffinen Martyrertum in den Konfessionskriegen und darüber hinaus stand nun nichts mehr im Weg (164-177), wurde aber schließlich – anders als im Islam – durch eine weise Begrenzung des Martyrerbegriffs durch Papst Benedikt XIV. dauerhaft pazifiziert.

Zu Recht und doch schockierend weist der Autor zu Beginn von Kapitel IV darauf hin, dass das 20. Jahrhundert aus historischen, nicht aus theologischen Gründen das „Jahrhundert der Martyrer“ genannt werden muss, steht es doch für „ein Massenmartyrium, das von einem ganzen Volk von Christen erlitten wurde“ (201). Dies wird im Zweiten Vatikanischen Konzil thematisiert und seither von allen Päpsten, vor allem Johannes Paul II., durch eine Vielzahl von Heiligspredigungen gewürdigt.

Kundig und ausführlich zeichnet Hoffmann nun die terroristische Radikalisierung des Martyrertums in frühislamischen Splittergruppen wie den Harigiten und Assasinen, aber auch im antikolonialistischen Terror und aktuell bei Terrorgruppen im Iran, der Hisbollah, Hamas und Al-Qaida nach. Trotz der parallelen Intensivierung wird nun endgültig der geradezu ontologische Unterschied zwischen christlich leidendem und muslimisch mordendem Martyrertum sichtbar, das den lebensbejahenden Gehalt vieler islamischer Texte bewusst zur Seite schieben muss (201-255).

Konsequent folgen theologische Reflexionen über Opfer, Erlösung, Theodizee, Heilsgeschichte, Willensfreiheit, Suizid- und Tötungsverbot, gerechten Krieg, Liebe, Schöpfungstheologie und Anthropologie in beiden Religionen: Vor allem im Christentum, das an Erlösung durch Hingabe und Passion glaubt, ist „das Martyrium kein Zufall“, sondern „ist und bleibt eine enorme Verdichtung des Glaubens und dabei eine Herausforderung für alle Gläubigen“ (283).

Thorsten Hoffmann hat einen überfälligen Vergleich zwischen Christentum und Islam in einem politisch hoch relevanten Feld vorgelegt, das viel Wissen über die beiden Religionen versammelt. In der zweiten Hälfte verliert sich die Arbeit über weite Strecken in Details, die der wissenschaftlichen Genauigkeit nicht geschuldet wären. Die am Ende vortragenen Lösungs- und Dialogperspektiven sind wieder bedenkenswert: befreiungstheologische („offene Martyriumstheologie“), interreligiöse (Nostra Aetate) und semantische (Analyse der aktuell inflationären unklaren Begriffsverwendung) Zugänge bieten zukünftige Betätigungsfelder. Das Fazit gibt zu denken: „Zu Hochmut, christlichem bzw. allgemein westlichem Überlegenheitsgefühl gegenüber der islamischen Welt haben wir keine Veranlassung und auch kein Recht.“

Joachim Valentin

Michael Blume
Islam in der Krise
Eine Weltreligion zwischen Radikalisierung und stillem Rückzug

Ostfildern: Patmos Verlag. 2017

192 Seiten

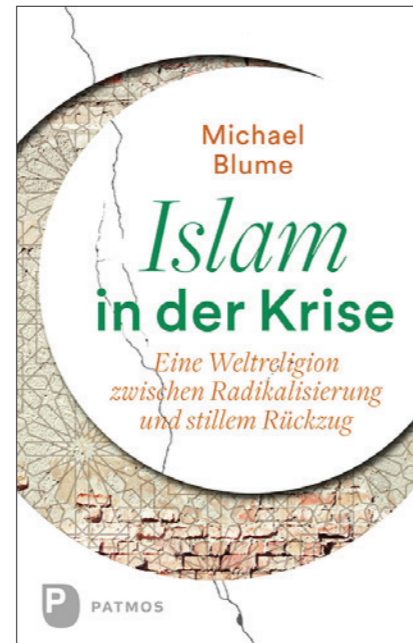
19,00 €

ISBN 978-3-8436-0965-2

Wenn etwas im öffentlichen Diskurs zum Thema wird, dann hat man es – so die Erfahrung – meistens mit einer Schwierigkeit oder Krise zu tun. Und je größer der Resonanzraum wird, der dabei mitschwingt, als desto ausgewachsener wird die Problemlage wahrgenommen. Diese Beschreibung höchster öffentlicher Erregtheit betrifft seit einiger Zeit eine Religion, die spätestens seit dem 11. September 2001 als Krisen- und Bedrohungsphänomen wahrgenommen wird: den Islam.

Öffentliche Diskurse, vor allem emotional aufgeladene, ziehen Expertentum mit sich. Von daher hat sich die Zahl der sogenannten Islamexperten in den letzten Jahren exponentiell gesteigert, vor allem aus Bereichen und politischen Lagern, die sonst wenig oder gar nichts mit Religionen zu tun haben. Wer sich heute über den Islam informieren möchte, sieht sich deshalb einer Flut von Informationen gegenüber, die oft widersprüchlich sind oder einer gewissen Hermeneutik des Verdachts unterliegen.

Michael Blume beschreibt nun als Experte in seinem Buch den Islam auch, aber nicht nur, als Krisenphänomen, ohne dabei ideologische Narrative zu bedienen. Der Islam steckt in einer Krise, aber anders, als ihm oft unterstellt wird. Denn wir haben es mit zwei gegenläufigen Bewegungen zu tun, die auf denselben Ausgangspunkten beruhen: Zum einen führen sie zu einer immer intensiveren Säkularisierung von Muslimen, und zwar nicht nur in der Diaspora, sondern auch in Staaten, in denen der Islam die Mehrheits- oder Staatsreligion ist, zum anderen aber zu einer Radikalisierung, die sich unter anderem in einem weltweiten Terrorismus äußert.



Der Autor benennt diese Ausgangspunkte, die die beiden genannten Ergebnisse bei den Muslimen weltweit zur Folge haben, als Bildungskrise, Karbonblase, Verschwörungsglauben und als demografische Traditionalismusfalle. So führte der Verbot des Buchdrucks durch Sultan Bayasid II. 1485 dazu, dass Bildung sich nicht, wie im Westen, demokratisieren konnte, sondern in den bestehenden geistlichen Eliten weiter privilegiert blieb. Die Karbonblase des Öls hindert viele Staaten im Nahen Osten daran, ihre Wirtschaft umzustellen und dahingehend zu strukturieren, dass viele am Reichtum partizipieren können. Der gerade – aber nicht nur – in islamischen Ländern sehr ausgeprägte Hang zu Verschwörungstheorien immunisiert dagegen, selbst Lösungen für soziale und gesellschaftliche Problemlagen zu finden; stattdessen werden Agenten anderer Staaten

(vor allem die USA und Israel) oder Anhänger bestimmter Gesellschaften (vor allem Freimaurer) für das eigene Unglück und Unvermögen verantwortlich gemacht. Schließlich sind patriarchale Traditionen und Anschauungen der Grund dafür, dass gerade in muslimisch geprägten Ländern die Zahl der Familien und Kinder nicht steigt, sondern sehr stark abnimmt, weil sie von der Gesellschaft keine Unterstützung erfahren. Alle diese Problemlagen führen letztendlich zu einer Radikalisierung, vor allem aber zu einer verstärkten Säkularisierung im Islam, denn Religion wird nicht als hilfreich, sondern als innovationsfeindlich erlebt.

Michael Blume benennt nicht nur sehr genau und detailliert die beschriebenen Problemlagen, sondern versucht immer wieder – und vor allem im letzten Kapitel – tragfähige Lösungen zu entwickeln. Zugleich ermutigt er Muslime, aber auch Nichtmuslime, dazu, gemeinsam gegen die bestehende Hysterie im Umgang mit dem Islam vorzugehen, islamfeindliche Narrative zu dekonstruieren und eine Zukunft aufzubauen, die die bestehenden Schwierigkeiten nicht ausblendet, sondern konstruktiv zum Wohle der Menschen bearbeitet.

Insgesamt ist zu sagen, dass „Islam in der Krise“ brillante Analysen und nachvollziehbare Thesen bietet, die trotz ihrer Komplexität eingängig beschrieben werden. Von daher ist das gut lesbare Buch durchaus einem breiteren interessierten Publikum zu empfehlen. Ein Glossar greift hilfreich die wichtigen benutzten Begriffe auf und erklärt sie allgemeinverständlich. Ebenfalls findet sich eine kurze Auslassung des Autors, die das Buch autobiografisch einordnet.

Zwei Dinge seien kritisch angemerkt, die den sehr guten Eindruck nicht schmälern sollen. Erstens hat das Buch leider kein eigenes Literaturverzeichnis, sondern nur einen Anmerkungsapparat. Es wäre hilfreicher gewesen, die benutzte Literatur noch einmal aufzuführen, da die spannenden Erläuterungen des Autors zur weiteren Lektüre animieren. Zweitens gibt es einige retardierende Elemente, die das Lektorat hätte streichen können.

Es ist dem Buch zu wünschen, dass seine Aussagen und Thesen breit rezipiert werden und Eingang in den öffentlichen Diskurs finden, denn es ist im wahrsten Sinne des Wortes Aufklärung. Und davon kann es gegenwärtig nicht genug geben, um den Rattenfängern in den verschiedenen Ideologien zu entgehen.

Detlef Schneider-Stengel

Walter Lesch (Hg.)
**Christentum und Populismus
Klare Fronten?**

Freiburg: Herder Verlag. 2017
228 Seiten
24,00 €
ISBN 978-3-451-37697-9

Wolfgang Thielmann (Hg.)
**Alternative für Christen?
Die AFD und ihr gespaltenes Verhältnis zur Religion**

Neukirchen-Vluyn: Neukirchener Verlag. 2017
192 Seiten
17,00 €
ISBN 978-3-7615-6439-4

Beide Sammelbände diskutieren das wechselseitige Verhältnis von christlicher Religion und Populismus. Beide greifen damit eine aktuell hochpolitische und brisante Kontroverse in Europa und insbesondere in Deutschland auf. Während Wolfgang Thielmann, evangelischer Pastor und freier Publizist, unter der Überschrift „Alternative für Christen? Die AFD und ihr gespaltenes Verhältnis zur Religion“ primär Autorinnen und Autoren aus protestantischen Hintergründen versammelt, konnte Walter Lesch, Professor an der katholischen Universität Löwen/Belgien, unter dem Titel „Christentum und Populismus“ primär katholische Sozialethikerinnen und Sozialethiker gewinnen. Insgesamt werden 25 Sichten auf das Krisenphänomen des rechten Populismus vorgelegt und gleichzeitig die „unheiligen Allianzen“ zwischen Populismus und christlicher Religion dargestellt.



Beide Bücher stellen die Notwendigkeit der direkten Auseinandersetzung heraus und sind getragen von der Absicht, eine klare Positionierung gegenüber dem Populismus mit Argumenten zu belegen und zu untermauern. Dies geschieht im Wissen darum, dass viele rechtskonservative Christen – in den evangelisch-protestantischen Kirchen wie in der römisch-katholischen Kirche – jüngst für die AFD bei den verschiedenen Wahlen auf Länder- und Bundesebene votierten. Selbstkritisch werden einerseits die ererbten Lasten und Berührungspunkte der Kirchen zum Rechtspopulismus aufgedeckt: Kirchen waren kein Musterbeispiel demokratischer Mitbestimmung; kirchliche Lehren pflegen einen mit modernen Freiheitsvorstellungen nicht immer vereinbaren Umgang mit Autoritätsansprüchen in den Bereichen von Glaubensdoktrin und Lebensführung; eine traditionelle Auffassung von Familie und Geschlechterrollen; eine enge Bindung an „Staat und Volk“. Andererseits sind beide Bücher Einladungen zum Gespräch, wissend um die Grenzen der Dialogbereitschaft bei allen Beteiligten. Der intellektuelle Anspruch auf die Überzeugungskraft von Argumenten wird die neuralgischen Punkte des Dissenses immer wieder bearbeiten: die moralische – sprich menschenrechtlich-universalistischen Prinzipien widersprechende – Problematik von Fremdenfeindlichkeit, Rassismus, Gewaltbereitschaft und nationalistischer Arroganz.

Beide Bücher bieten reichhaltige Impulse, das Gespräch über Lager und Fronten hinweg aufzunehmen.

Thomas Wagner

Impressum

Autorinnen und Autoren

Belz, D. Martin / Wiesbaden

Berndt SJ, Prof. Dr. Rainer / Frankfurt

Biendarra, Dr. Ilona / Salgen

Bill-Mrziglod, Dr. Michaela / Koblenz-Tholey

Braun, Prof. Dr. Michael / Sankt Augustin

Breunig, Judith / Limburg

Dohmen-Funke, Christoph / Erkelenz

Franke, Christina / Offenbach

Fuchs, Dr. Gotthard / Wiesbaden

Giercke-Ungermann, Dr. Annett / Aachen

Heidrich, Dr. Christian / Nußloch

Heil, Prof. Dr. Stefan Heil / Würzburg

Horntrich, Dr. Georg / Frankfurt

Kaldewey, Rüdiger / Saarbrücken

Kalbarczyk, Dr. Nora / Bonn

Klug, Thorsten / Wiesbaden

Körlings, Heribert / Herzogenrath

Kruip, Prof. Dr. Gerhard / Wennigsen

Löbber, Dr. Heribert / Glashütten

Lorenz, Dr. Johannes / Kronberg

Menges, Thomas / Limburg

Müller, Dr. Helmut / Vallendar

Nagel, Günter / Giesen

Neuhaus, Prof. Dr. Gerd / Essen

Novian, Dr. Michael / Gießen

Pemsel-Maier, Prof. Dr. Sabine / Freiburg

Proft, Prof. Dr. Ingo / Vallendar

Ramb, Martin W. / Limburg

Reis, Dr. Marie-Luise / Lahnstein

Reißmann, Alexandra / Limburg

Rüttenauer, JProf. Dr. Alban / Vallendar

Schmidt, Prof. Dr. Bernward / Frankfurt

Schmiedl ISch, Prof. Dr. Joachim / Vallendar

Schmiz, Dr. Gustav / Eppstein

Schneider-Stengel, Dr. Detlef / Recklinghausen

Scholz, Dr. Stefan / Frankfurt

Schüller, Dr. Alexander / Aachen

Seul, Dr. Peter / Kaarst

Specker SJ, Prof. Dr. Tobias / Frankfurt

Steinfeld, Cornelia / Mülheim/Ruhr

Suharjanto, Dr. Dewi-Maria / Frankfurt

Valentin, Prof. Dr. Joachim / Limburg

Verhülsdonk, Dr. Andreas / Düsseldorf

Vörckel, Dr. Karl / Grünberg

Wagner, Clemens Hermann / Freiburg

Wagner, Dr. Thomas / Frankfurt

Zaborowski, Prof. Dr. Holger / Vallendar

EULENFISCH Literatur 1/2018

Herausgeber

Andreas von Erdmann

Chefredakteur

Schulamtsdirektor i.K. Martin W. Ramb

Redaktion

Thomas Menges

Korrektorat

Alexandra Reißmann

Verlagsassistentz

Yvonne Wecker

Verlag

Verlag des Bischöflichen Ordinariats Limburg

Roßmarkt 12, 65549 Limburg

verlag@bistumlimburg.de

Grafik Design und Fotos

Cornelia Steinfeld, www.steinfeld-vk.de

Redaktionsanschrift

Bischöfliches Ordinariat Limburg

Dezernat Schule und Bildung

Roßmarkt 12, 65549 Limburg

Fon 06431-295-424, Fax 06431-295-237

E-Mail eulenfisch@bistumlimburg.de

ISBN

978-3-944142-29-6

ISSN

2199-7020

Ausgabe 19 (1_2018) 11. Jahrgang

Eulenfisch Literatur erscheint halbjährlich als PDF

© Verlag des Bischöflichen Ordinariats,

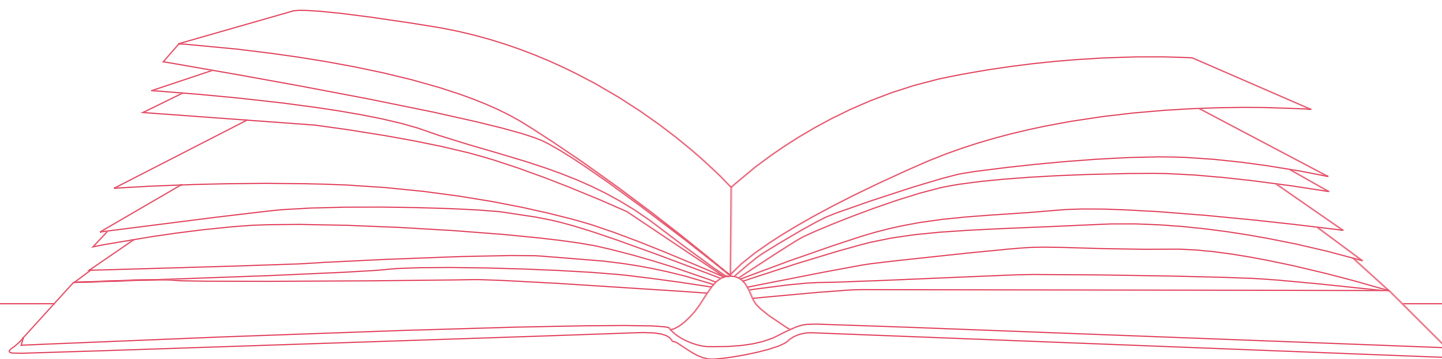
Limburg/Lahn 2018

Bistum Limburg



Zu lesen unter

literatur.eulenfisch.de



Bistum Limburg 

ISBN 978-3-944142-29-6